

# Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

## Kleinere Schriften

Reiseschilderungen

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1873**

VI. Aus dem Schwarzwald. 1866

## Aus dem Schwarzwald.

1866.

Den folgenden Skizzen „Aus dem Schwarzwald“ glaube ich einige Worte voraussenden zu sollen.

Es war nämlich im August des Jahres 1866, als ich zu Tübingen mit meinem Freunde, Herrn Theodor Pixis, Maler von München, zusammentraf, um einen Zug in den Schwarzwald zu unternehmen. Wir gingen sofort über Hechingen nach Sigmaringen und vollbrachten dann die kleine Reise ungefähr so, wie sie in den nächsten drei Capiteln beschrieben ist. Herr Pixis zeichnete fleißig; ich suchte mich in meiner Weise zu erholen und zu unterrichten. Wir waren so glücklich in unserm absichtslosen Wanderleben, daß wir gar nicht daran dachten, unserer Waldfahrt eine weitere Folge zu geben, und so fiel uns auch nicht ein, über gemeinschaftliche literarisch-künstlerische Arbeiten eine Verabredung zu treffen. Zu Basel gingen wir aus einander.

Als wir aber nach etlichen Wochen wieder in München zusammenkamen, erzählte mir mein Reisegefährte, Herr C. Keil zu Leipzig habe ihn ersucht, die künstlerischen Grübrigungen seiner Wanderung für die Gartenlaube zu verwenden und bekümmert habe er auch bereits einige Bildchen gezeichnet. Herr Keil erwarte nun von unserer Freundschaft, daß ich meine Beihilfe nicht versagen, sondern einigen Text dazu verfassen werde. Ich zeigte mich etwas überrascht, denn ich war auf diese allerdings schöne Aufgabe gar nicht vorbereitet; allein um meinem lieben Reisegefährten gefällig

zu sein, versuchte ich gleichwohl, aus etlichen Notizen, die ich in meiner Brieftasche fand, aus meiner noch ziemlich frischen Erinnerung und einigen einschlägigen Büchern, zumal aus dem trefflichen „Führer durch den Schwarzwald“ von Dr. H. Schnars, den Reisebericht zusammenzustellen, wie er im Jahre 1868 in der Gartenlaube erschienen ist (Nr. 10, 23, 24). Seitdem hat ein gründlicher Kenner des Schwarzwalds den Text noch einmal durchgesehen, einige Aenderungen und Zusätze angebracht und andererseits hab' ich selbst aus Archivrath Baders Badenia hie und da noch dieß und jenes beigelegt.

Nicht lange darnach kamen wir in München abermals zusammen und bei dieser Gelegenheit erzählte mir Herr Pixis, er habe jetzt wieder mehrere Bilder fertig, aus dem Gutachthale, der Gegend von St. Georgen, aus der berühmten Stadt Rottweil u. s. w., und er hoffe, daß ich auch für diese einen Text herstellen werde. Ich meinte, es sei denn doch zu schwierig, Landschaften zu beschreiben, die man nie gesehen, und lehnte anfangs ab. Herr Pixis dagegen meinte, es müsse dieß ja viel leichter sein, da die Phantasie so viel freieren Spielraum habe. Ueberdieß stünden mir die reichlichen und verlässigen Aufzeichnungen zu Gebote, die er unterwegs in seinem Notizenheft niedergelegt. — —

Was war zu thun? Einerseits wollte ich meinen Freund nicht ohne Beistand lassen, andererseits kam ein Brief aus der Gartenlaube, der mir das gewagte Unternehmen ebenfalls dringend ans Herz legte. So gab ich denn zögernd nach, stellte aber zur Entlastung meines Gewissens die Bedingung, daß ich diese Schilderungen im Namen meines Reisegefährten, nämlich als „Maler“ schreiben dürfe, was Herr Pixis endlich zugestand, aber gar nicht gern, da ja durch ein solches Abkommen sein Gewissen eigentlich auch beschwert werde.

Nach diesem wird aber der wohlwollende Leser leicht verstehen, wie er das folgende vierte und fünfte Capitel aufzufassen habe.

Die Bilder der zweiten Serie bekam ich übrigens bei jener Unterredung noch nicht zu sehen; erst einige Tage später überraschte mich Herr Pixis mit einem freundlichen Besuche und

brachte ein Häuflein Zeichnungen mit. Mein Genius, sagte er lächelnd, hat mich in den letzten vierzehn Tagen sehr fruchtbar werden lassen; da hab' ich nun meine Bilber, die mir viele Freude gemacht. Und Ihnen, wie ich Sie kenne, werden sie gewiß auch recht gut gefallen!

Er entfaltete seine Schätze und wies mir zuerst einen Taufzug aus dem Gutachthale, gegen den ich nichts einzuwenden fand. Diesem folgten aber neun oder zehn Bildchen, die insofern eine große Familienähnlichkeit zeigten, als auf der einen Seite immer ein Mädchen in einer Landestracht zu sehen war, auf der andern dagegen in verschiedenen Stellungen ein jugendlicher wohlgekleideter Mensch, den man je nach dem Bilde für einen jungen Baron, einen Naturforscher, einen Touristen, Maler, Jäger, Geometer, jedenfalls für einen Jüngling städtischen Ursprungs und städtischer Erziehung halten mußte. Nicht wahr, das sind nette Pärchen! sagte Herr Pixis. — Ja, was soll denn das sein? fragte ich. — Ei, das wissen Sie nicht? versetzte er; das sind ja Trachtenbilder. Da kann man einen prächtigen Text dazu schreiben. — So, so, Trachtenbilder sind es? erwiderte ich kopfschüttelnd. Die sind aber doch ein bißchen einseitig ausgefallen. Warum haben Sie denn neben die ländlichen Mädchen nicht auch ländliche Bursche gesetzt? Was bedeuten denn diese städtischen Jungen in dieser Umgebung? Wer sind denn die Kameraden? — Ja, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, antwortete Herr Pixis. — Ei, das wissen Sie nicht? entgegnete ich. — Nein, sagte mein Freund; ich hoffte, das werde Ihnen einfallen. — Ei, steh da! versetzte ich; nu, ich will Ihnen sagen, was Sie da gemacht haben. Diese neun oder zehn Bilder stellen alle dieselbe Begebenheit vor, nämlich, wie ein junger Herr Baron, Naturforscher, Tourist, Maler, Jäger, Geometer zum erstenmal in seinem Leben ein Mariete, Liesele, Trinele, Annele, Hannele, Gretete sieht und sie, wie auf diesem Bilde, zu zeichnen versucht, oder, wie auf diesem, aus ihrem Krüge trinkt und so weiter. Das braucht man aber dem Leser nicht zu sagen, weil er's selber sieht; man muß ihm vielmehr sagen, was er nicht sieht, aber doch zu wissen wünscht, nämlich, welche Folgen diese

erste Begegnung gehabt, wie es dem Pärchen weiter gegangen ist, ob sie sich gekriegt haben u. s. w. Der Erklärer mußte also zu jedem Bilde eine kürzere oder längere Geschichte erfinden, mit andern Worten: diese Zeichnungen sind eigentlich Novellenbilder.

Ja richtig, sagte Herr Pixis hoch erfreut, Novellenbilder sind's. Nun aber, da wir's einmal wissen, ist ja die Geschichte sehr vereinfacht. Da schreiben Sie neun oder zehn Novellen dazu und dann ist die Sache abgethan. — Was, rief ich überrascht, kann ich Novellen aus dem Boden stampfen? wächst mir eine Fabel auf der flachen Hand? Und wenn mir auch der gütige Himmel zehn Stücke auf einmal einfallen ließe, glauben Sie, ich werde mich damit in den Schwarzwald hineinwagen, wo Berthold Auerbach die ersten Dorfgeschichten erzählt hat? — Ach Gott! sagte Herr Pixis, die schönen Bilder, was thue ich nun damit? Könnten Sie nicht wenigstens fünf übernehmen? — Unmöglich, erwiderte ich, aber wegen unserer alten Freundschaft will ich mir zwei Stücke gefallen lassen — ich werde Mühe genug damit haben.

Auf dieser Basis verständigten wir uns. Zwei jener Pärchen erschienen damals, 1869, in der Gartenlaube (Nr. 22), und dem einen wenigstens unterbreitete ich eine Art Novelle, die zwar in jenem Blatte keine Aufnahme fand, aber nun hier mitgetheilt wird. Sie ist eine Art freundlicher Rache, die ich mir gegen Herrn Pixis erlaubte, den ich damit nur überzeugen wollte, daß er mir zu viel zugetraut hatte und daß man — oder wenigstens ich — die Novellen nicht zu Duzenden aus dem Ärmel schütteln könne.

Daß die Bilder selbst hier fehlen, ist allerdings ein mißlicher Umstand. Alle Stellen des Textes, die sich auf sie beziehen, zu streichen, ging aber auch nicht an, da dadurch der Zusammenhang gelitten hätte, und die Schilderungen selbst ganz und gar wegzulassen, habe ich mir eben so wenig zumuthen mögen.

## 1. Das Höllenthal, St. Blasien und Höchenschwand.

„Ja, ja,“ sagte der fürstliche Rath zu Donaueschingen, als wir den weiteren Reiseplan beriethen, „wenn Sie da hinunterkommen über St. Blasien nach Herrischried und Nickenbach — das sind die rechten Höhenester!“

Am andern Morgen fuhren wir auch wieder von Donaueschingen fort und dachten nicht weiter an die Höhen; dagegen beschäftigte uns die Anschauung der Landschaft, welche allmählich bedeutender zu werden begann. Einem Touristen, der es gut mit sich selber meint, soll es zwar überall gefallen, aber es kommt ihn doch schwer an, alle Vergleichen fern zu halten. Bisher hatten wir uns wenig aufs Bewundern verlegt, da wir noch immer der letzten Wanderungen in anderen Gebirgen eingedenk waren. Die gewöhnliche Landschaft an der Straße her schien auch nur gewöhnlichen Anforderungen genügend. Die kleinen württembergischen Städtchen mit ihren ungepflasterten Straßen und die ärmlichen Häuschen darin mit den schlotterigen Kiegelwänden und den schadhafteu Holzziegeldächern, sie gefielen mir auch nicht recht, obgleich ich mir immer vorsagte, daß schon viele berühmte Männer daraus hervorgegangen. Mein Reisegefährte dagegen behauptete, daß sie sehr malerisch und daher sehr lobenswerth seien, glaubte auch, viele stille Sätze junger Liebe und häuslicher Glück-

seligkeit da zu entdecken. Das einnehmendste von allen Gebäuden schien mir auf dieser Fahrt das Posthaus von Urach, welches mir durch seine classische Verpflegung die innigste Achtung abgewonnen hat.

Nicht ohne provincielle Schönheit ist aber das Donauthal von Sigmaringen aufwärts, wo sich an dem langsam fließenden Strome die abenteuerlichsten Felsen aufbauen und hoch am Berge die alten Vesten stehen. Hier gefiel es mir sehr gut, nur daß wir auf den Rath eines fanatischen Naturfreundes auch das Schloß Werentwag bestiegen, will mich fast heut noch reuen. Für liebe Gäste wird da nämlich der steilste und unbequemste Weg gewählt, um ihnen zu zeigen, wie die Sigmaringer steigen können. In furchtbarer Hitze kamen wir ganz durchnäßt oben an, um ein Glas bitteres Bier zu trinken, das ausgeleerte Schloß zu besehen und eine Aussicht zu bewundern, die auch nicht lohnender ist, als die kleinen Beduten im Thale. Nach einer Stunde auf einem kaum fußbreiten schlüpfrigen Geisweglein, wo jeder Fehltritt ans Genick ging, wieder hinunter, tiefer und immer tiefer, bis wir wieder auf der Straße waren, mit gebrochenen Knien, durch und durch in Schweiß gebadet, Rock und Schuhe zerrissen — die Table d'hôte in Beuron und den Omnibus in Friedingen versäumt! Es ist oft nichts bedenklicher, als die Liebenswürdigkeit der Gastfreunde! Wenn der Wanderer eben vom Rigi herunterkommt, führen sie ihn noch auf den Gänsebüchel hinterm Dorfe; wenn er gerade die Adelsberger Grotte besehen, muß er auch noch irgend einen Dachsbau im Stadtwäldchen bewundern!

Vielleicht wäre es mir in dem öden Castell behaglicher

geworden, wenn ich an Ort und Stelle die feurigen Lieder des Minnefingers Herrn Hug von Werentwag hätte lesen können, allein sie scheinen hier nicht recht bekannt zu sein, wenigstens habe ich die Wirthin vergeblich um ein Exemplar ersucht.

Endlich hatten wir auch den Schwarzwald gefunden! Die volksthümliche Geographie ist bekanntlich viel schwerer zu erlernen, als die gelehrte. Ihre alten, von dem Zahn der Zeit und dem Roste der Jahrhunderte angefressenen Länder haben oft einen Mittelpunkt, aber keine Grenzen. Von dem oberschwäbischen Allgäu z. B. weiß man wohl, daß es um die alte Reichsstadt Rempten herum liegt, aber wie weit es sich ins hügelige Schwaben hinaus erstreckt, kann man nicht leicht erfragen. Ob die Memminger und die Ravensburger, die ehemals auch dazu gerechnet wurden, sich dieß jetzt noch gefallen ließen, ist sehr zweifelhaft. Auch die berühmte Stadt Augsburg galt den Aelteren als im Ries (in Rhätien) gelegen, während die Neueren diese Landschaft nur um Nördlingen zu finden glauben. Es gab eine Zeit, wo ich selbst noch der Meinung war, das gelehrte Tübingen liege im Schwarzwalde, aber als ich diese namhafte Universitätsstadt glücklich erreicht hatte, deutete man da in unbekannte Gegenden gegen Abend und sagte, er müsse wohl da hinten sein. In Gchingen hieß es, man gehöre zum Fürstenthum Hohenzollern, in Sigmaringen rühmte man sich, im Donauthal zu liegen, und überall sprach man in einem Tone, als sei man etwas ängstlich, mit den westlichen Nachbarn verwechselt zu werden, und als sei überhaupt Niemand zu beneiden, den die Vorsehung zum Schwarzwälber bestimmt habe.

Erst in Tuttlingen trafen wir einen bescheidenen Posthalter, welcher auf die Frage, wo denn endlich der Schwarzwald anhebe, nach einigem Besinnen zur Antwort gab: mit voller Gewißheit könne er das nicht sagen, aber er mache sich nicht viel daraus, wenn man ihn für einen Schwarzwälder halte. Dies war ein willkommener Anhaltspunkt für unsere volksthümliche Geographie — endlich waren wir doch, wo wir schon längst sein wollten.

Ich habe vor dreißig Jahren schon einmal das Publikum gewarnt, daß es den Bregenzer Wald nicht etwa seines Namens wegen für einen schwarzen Forst halten möge, durch den die Sonne nicht scheine, für ein untwegsamcs Gehölz, worin nur ein paar Köhlerhütten, ein paar Jägerhäuschen, einige zerlumpte Bettelleute und viel wohlgenährtes Hochwild, da derselbe vielmehr ein schönes, mattenreiches, wohlbevölkertes, von lichten Hainen durchzogenes Thal sei, welches waldige Berge von mäßiger Höhe begrenzen. In gleicher Weise scheint es mir jetzt rathsam, vor einer irrigen Auffassung des Schwarzwaldes zu warnen, welcher ebenfalls keine Wildniß voll dunkler, untwegamer und menschenleerer Waldberge, sondern vielmehr, wie Dr. Bader in seiner *Badenia* ganz treffend sagt: „ein größtentheils heiteres, vielfach ausgestocktes und angebautes, von schönen Straßen und bequemen Pfaden durchschnittenes, mit unzähligen Höfen und vielen oft sehr großen, immer wohlhabenden und reinlichen Dörfern belebtes Gebirgsland ist, wo üppige Wiesen die Thalgründe, herrliche Tanntwaldungen oder freie Haiden und Triften die Halden und Berge bedecken, wo tausend und aber tausend frische Quellen sich zu Bächen, zu Seen und

Flüssen sammeln, und eine Luft voll stählender Frische und balsamischer Düste weht.“

Der besondere Reiz dieses Waldrevieres, sein Eigenthümliches und Ueberraschendes ging uns aber doch erst in der Hölle auf. Diese ist eine enge Schlucht, drei Stunden von Freiburg, im wilden Gebirg gelegen, ehemals sehr steil und untwegsam, jetzt aber durch die Arbeit der letzten Menschenalter ganz angenehm hergestellt, mit feiner Straße belegt, mit guten Wirthshäusern ausgestattet. Es kommt viel reisendes Volk daher, welches betrachten will, wie das Thal immer wilder und schauerlicher wird, wie der Bach mit lautem Geräusch über die Felsenblöcke schäumt, die steinernen Wände immer steiler und schroffer emporstarren und zuletzt der Schlund so enge zusammengeht, daß einmal vor uralten Zeiten oben in schwindelnder Höhe von einem Felsenvorsprung ein Hirsch zum andern sprang, wovon die Spalte jetzt noch der Hirschsprung heißt.

Von hier aus wird auch der Feldberg bestiegen, der Rigi des Schwarzwaldes. Wir wollen nicht verheimlichen, daß wir eigentlich feinetwegen in die Hölle gefahren. Aber der Himmel war nicht günstig und wir überlegten lang, ob wir den Gang wagen und deshalb auf schönere Stunden warten oder den Wanderstab gleich wieder weiter setzen sollten, als plötzlich ein junger Gelehrter aus dem Norden mit junger Frau und Schwester des Weges kam, alsbald nach einem Führer rief und den Gedanken auszuführen begann, der uns hierher gebracht. Obgleich wir selbst im Lauf der Zeiten, was Reispflichten betrifft, etwas nachlässig und von lager Observanz geworden sind, so wissen

wir doch an Andern Gewissenhaftigkeit zu schätzen und konnten daher dem zierlichen Kleeblatt unsere Hochachtung nicht versagen, als es den schlängelnden Bergpfad rüstig hinanstrebte, ja selbst dann nicht, als es nach etlichen Stunden wieder ganz erschöpft herniederkam und die Botenschaft brachte, daß es zwar auf der Höhe gewesen, aber der vielen Nebel wegen gar nichts gesehen habe.

Nicht als ob wir in dieser langen Zeit immer nur dem lauten Geräusch der schäumenden Dreisam gelauscht, die schroffen Wände angestarrt oder dem Spiel der Wolken zugesehau — im Gegentheil: wir hatten uns, als wir vom Hirschenprung wieder rückwärts gegangen, bald unter das gastliche Dach des Sterns zurückgezogen, des schönsten Sterns der Hölle, und hatten uns zu trösten versucht. Seit uns (dies ist aber kein emphatischer Plural, sondern ein gewöhnlicher, der immer auch meinen Herrn Reisegefährten, den Maler, mit einschließt) — seit uns der einst so wunderschöne Blick in die deutsche Zukunft etwas unnebelt scheint, legen wir nachgerade auch auf nichtpolitische Fernsichten nur noch wenig Werth. Eine helle Wirthsstube mit freundlichen Leuten gewährt uns oft mehr Vergnügen, als ein trübes Panorama auf ragender Bergeshöhe, und die Einsicht in ein nahe klares Glas Wein ersetzt uns schon manchmal zu voller Genüge die Aussicht auf einen fernen verschleierten Gletscher. So thaten wir uns denn in der Hölle so gütlich wie möglich, gern verzichtend auf die Freuden des Himmelreichs, welches ein anderes Wirthshaus ist, das weiter unten liegt und seinen Namen wohl zu verdienen scheint, denn wenn der Wälder, heißt es in der Badenia, von seinen winterlichen Höhen herab, aus

dem engen, wilden Höllenthal, plötzlich ins Freie trat und das breite sonnenheitere Dreisamthal mit seinen herrlichen Wiesengründen und gesegneten Fluren vor sich ausgebreitet sah, so mußte er glauben, in ein Paradies zu gelangen, und gab diesem Garten unwillkürlich den Namen „Himmelreich“.

Hier in der Hölle kamen auch endlich in voller Leibhaftigkeit jene berühmten Forellen des Schwarzwaldes an uns heran, jene schwachhaften Fische, nach denen wir bisher an Neckar und Donau vergeblich gefragt hatten.<sup>1</sup> Und selbst wenn wir uns nur ans Fenster legten, hatten wir des Schönen genug zu schauen; die lange Steig, an der wir heruntergekommen, die sich aus und ein an den weiten Falten des Berges zu Thale zieht, — steile, doch grüne Bergänge, die der Schwarzwald krönt, rothe Felsentwände, da und dort aus dem Grase stehend, Wasserfälle verschiedener Art, — im engen Thale aber, gleich über der Straße, die stattliche Scheune mit vorspringendem Dache, den glänzenden Fenstern, der schmucken Altane, auf welcher sich die Nelken wiegen, Alles zierlich in Holz gearbeitet und mit feinen Farben bemalt. Am Fuße der steilen Halbe steht eine kleine gothische Capelle, mitten in einem kleinen Biergärtchen, von gelbem Geländer geschützt. An ihrer Seite strömt der braune Bach, der sich mit

<sup>1</sup> Sie sind jetzt leider auch im Schwarzwald nicht mehr so leicht zu treffen. Die Badenia widmet dem Gegenstande im Jahre 1862 die wehrwürdige Bemerkung: „Früher, in den zwanziger Jahren, kostete das Pfund Forellen kaum acht bis zehn und jetzt kommt es schon auf dreißig bis vierzig Kreuzer.“ Wahrscheinlich ist es seitdem, wie im bayerischen Gebirge, aufs Doppelte gestiegen.

vernehmlichem Zürnen über die Steine wirft und dabei selbstverständlich weiß ausschäumt.

Die schmutzigen Riegelwände waren seit gestern fast verschwunden. Man sieht da mehrentheils wohlständige, fernhafte Gebäude mit alpenhaften Vordächern oder solche, die im hölzernen Schuppenpanzer glänzen. Dieses und auch das Innere der Häuser, die wir heute schaulustig betrachteten, erinnerte mit holdher Macht an die stattliche Reinlichkeit des Bregenzer Waldes.

Während wir so am Fenster lagen, geschah es, daß wir plötzlich hinter unserm Rücken ein englisches Gespräch erklingen hörten. Sollte Herr Benjamin Disraeli oder Lord John Russell mit Dienerschaft unangemeldet im Stern erschienen sein? Ach nein, es war nur der Wirth vom Bärenthal und der von Todtnau, die sich in fremder Sprache über ihre häuslichen Angelegenheiten zu unterhalten begannen. Der Schwarzwälder geht nämlich gern auf Reisen, um die Länder der Welt zu sehen, besucht auch die britischen Inseln, lernt die Sprache, die man dort gebraucht, arbeitet, thut sich um, erwirbt sich Ehre und Gold, kehrt dann wieder in seinen Tannenforst zurück, und wenn er da einen Andern findet, der's auch versteht, so stimmt er ein englisches Zwiegespräch an, welches Beide in der Uebung erhält und Niemanden beleidigt. Der eine der Wirthe mit seinem fein rasirten Kinn und den mächtigen wohlgepflegten Whiskers war einem wahren Engländer auch zum Sprechen ähnlich, obwohl bescheidener, als ein solcher gewöhnlich sein mag, der andere aber, auch wenn er englisch sprach, blieb ganz und gar der einfache und rebliche Wirth von Todtnau; ein

sehr gefälliger dienstbereiter Mann, der mir keine Ruhe ließ, bis ich mich auf sein Wägelchen setzte und mit ihm gratis ein paar Stunden dahin rollte.

Diese Gegend in der Hölle hat sich auch unser Herr Maler auserwählt, um einen weidlichen Holzstock damit zu bezeichnen. Die Landschaft ist, wie Jeder, der hingehen will, sich überzeugen wird, mit Portraitähnlichkeit getroffen. Die ragenden Felsen und die schwarzen Tannen bedürfen keiner Erklärung. Das alte vorzeitliche Kirchlein, welches wir bisher noch nicht erwähnt, ist Sanct Oswald geweiht, dem angelsächsischen König, von dem das Mittelalter so wunderliche Mährn zu erzählen wußte. Unter dem kleinen Gotteshaus ist an der Straße ein Kleeblatt von Steinhauern angebracht, ein Manns- und zwei Weibsbilder, an welchen das Drahtwisir, das ihr Antlitz vor den springenden Splintern schützen soll, als ethnographische Merkwürdigkeit nicht zu übersehen ist. — Der Vordergrund des Bildes stellt eine Gartenlaube dar, welche an der Seite des Sterns sich aufthut. Der perlende Wein im Glase scheint anzudeuten, daß man guter Dinge ist und sich eines angenehmen Sommerabends erfreuen will. Die beiden hübschen Mädchen sprechen für sich selbst und geben meiner Auslegung keinen Raum. Nur für unachtsame Beschauer wäre allenfalls die Bemerkung zu spendiren, daß sie in der schmucken Landestracht erscheinen. Der Freund und Begleiter, der Maler und Zeichner, ist an dem Skizzenbuche und dem Griffel, den er in der kunstreichen Hand hält, leicht zu erkennen. Seine Haltung ist durchdrungen von jener Güte und Milde, welche er dem anderen Geschlecht entgegenzubringen pflegt und welche selten ohne

gleichgestimmte Erwiderung bleibt. Rückwärts sitzt ein Anderer, der eben in einem Gespräche mit der hochachtbaren Frau Wirthin begriffen ist, an welches sich diese aber schwerlich mehr erinnert. Wir erkennen darin den Verfasser dieser Schilderungen, der sich zwar mit seinem alternden Haupte ungern in Holz schneiden läßt, aber in diesem Falle von seinem Begleiter freundlichst gebeten wurde, seine Gestalt, wie sie immer auch sein möge, dem Publikum nicht vorzuenthalten, vielmehr in dieser Zeichnung eher eine Abschlagszahlung auf künftige Unsterblichkeit zu sehen. Letzteres Motiv ließ die Bitte begreiflichermaßen ganz unwiderstehlich erscheinen.

Von der Hölle wieder rückwärts gehend, kamen wir in hochgelegene Landschaften, an den Titisee, nach Lenzkirch, an den Schluchsee und dann hinunter in ein tiefes enges Waldthal, welches sehr berühmt ist. Wer von seiner Jugend an in Büchern gelesen, der hat da wohl auch öfter den Namen Sanct Blasien gefunden. Nun gut, hier unten liegt es, das alte Stift, im kühlen Waldesschatten. Schon vor mehr als tausend Jahren war da an der Alb eine kleine Zelle entstanden, die von den edlen Herren der Gegend immer mehr begabt und bereichert wurde. Einen eigentlichen Namen hatte sie noch nicht, sollte aber bald einen erhalten. Sonst sehnt sich zwar jeder gute Christ für die Zeit, wo er das Zeitliche gesegnet, nach Ruhe und Frieden im stillen Grabe, aber ihren Heiligen hat die Christenheit solche Annehmlichkeiten nie vergönnt wollen. Diese mußten vielmehr in den frommen alten Zeiten nach ihrem Tode immerdar herumfahren in der Welt wie die gesuchtesten Colonialwaaren und da ein Fingerlein,

dort ein Armbein, hier einen Zahn, da einen Fuß zur Verehrung zurücklassen. Diese Knochen wurden dann in Gold gefaßt und zeigten sich sehr heilkräftig und wunderthätig. Gegen Hochgewitter, Mißwachs, Feldmäuse, schwere Geburten und Anderes wußte man fast kein besseres Mittel. Wie es den Heiligen einst bei der Auferstehung gehen wird, z. B. dem heiligen Dionysius, wenn er das eine Bein in St. Denis und das andere in Regensburg suchen muß, oder dem heiligen Sebastian, dessen Hirnschale dreimal vorhanden ist, nämlich zu Ebersberg, zu Laon und einmal — unwissend wo — in Italien, oder dem heiligen Marcus, welcher einen Leib zu Venedig und einen zweiten zu Reichenau im Bodensee liegen hat — wie es da ergehen wird, sag' ich, das kann Niemand voraussehen und es ist daher am besten, sich den Kopf nicht darüber zu zerbrechen. In besagter Weise war aber dazumal auch St. Blasius mit allen seinen Gebeinen auf der Wanderschaft. Er kam aus Cappadocien, wo er Bischof zu Sebaste gewesen und ein Märtyrer für den Glauben geworden war. Auf dem langen Wege von Cappadocien bis in den Schwarzwald hatte er vielleicht schon manche entbehrliche Gliedmaßen abgegeben, aber in der Hauptsache war er doch noch leidlich beisammen, so daß ihn die Mönche in jener kleinen Zelle um Geld und gute Worte einhandelten, dem Kloster seinen Namen gaben und ihn selbst bei den Schwarzwäldern in hohe Verehrung brachten. Dieses soll im neunten Jahrhundert geschehen sein. In späteren Tagen (963) wurde das Kloster zu einer Abtei erhoben, welche mit der Zeit immer kräftiger emporblühte und großen Ruhm erwarb. Sie konnte damals als eine Pflanzschule und

Erziehungsanstalt für höhere Kirchenlichter gelten, denn viele Klöster pflegten sich ihre Vorsteher aus den Mönchen von St. Blasien zu wählen. - Zahlreiche Privilegien der Kaiser und der Päpste erhöhten ihren Glanz, zahlreiche Schenkungen ihren Reichthum; auch an schönen Titeln und Würden fehlte es nicht. Seit Jahrhunderten schon durfte der Abt die Inful tragen und von Bondorf nannte er sich einen Grafen; Maria Theresia, die Kaiserin, erhob ihn aber noch höher, nämlich in den Fürstenstand des heiligen römischen Reiches und ernannte ihn zu des Hauses Oesterreich Erberzhofcaplan.

Die einsamen Benedictiner von St. Blasien haben sich immerdar fleißig auf die Wissenschaften, namentlich auf die Geschichte verlegt: Ambrosius Eichhorn, Marquard Herrgott, A. Uffermann und Trutpert Neugart gaben im vorigen Jahrhundert sehr schöne Urkundenbücher heraus, in denen schon mancher Geschichtsforscher emsig herumgeblättert hat. Und des hochgelehrten Fürstbists Martin Gerbert dreibändige *Historia nigrae silvae*, 1783 in des Klosters eigener Druckerei gedruckt, ist noch immer für den Schwarzwald ein classisches Quellenwerk.

Ich freute mich auf die alte Abtei, die einst so viel Ruhm und Glück, freilich auch manche Noth und Kümmerniß erlebt, und da ich hin und wieder auch Romantiker bin, so konnte ich den Augenblick kaum erwarten, „wo das Kloster aus der Mitte düstrer Linden sah.“ Zwei spitze Thürme, altersgrau, melancholisch, mit gothischen Fenstern, meinte ich, würden da bald hervorbrechen, aus dem finstern Walde ahnungsvoll gegen Himmel ragen und ein harmonisches Geläute ergießen über Berg und Thal. Aber als wir um die letzte Ecke bogen, stand plötzlich das

Bantheon vor uns, das römische Bantheon, täuschend nachgeahmt, zum Sprechen getroffen und in den Schwarzwald verpflanzt, mit riesiger Kuppel und einem blinkenden Kreuz darauf. „Pfui,“ rief ich, „das geht ja nicht — dieses Bantheon paßt ja in diese Gründe, die der Jagd und Viehzucht geweiht sind, eben so wenig wie eine Sennhütte in die Gärten des Vatikans! Gebt mir doch, ihr Bandalen, das alte Kloster heraus mit seinen verschweiferten Spitztürmen, den hohen Dom mit den gemalten Fensterscheiben und dem ästereichen Säulental, den düstern Kreuzgang mit dem gebrochenen Lichte, das durch die Hölunderbüsche streicht und mystisch auf die alten Grabsteine und die schönen Helmzierden fällt! Gebt mir das alte Kloster wieder und stellt diesen neuen Prachtbau irgendwo anders auf, etwa auf der grünen Haide bei München, wo er sich in den römisch geschwängerten Lüften viel heimischer finden, wo er auch seinen ebenbürtigen Nachbarn begegnen und keiner fühlenden Seele die gute Laune verderben wird, wie hier.“

So seufzte ich, aber vergebens; das alte Kloster ist schon im Jahr 1768 abgebrannt und kein Dachziegel, keine Fensterscheibe davon mehr übrig.

Der Himmel war wieder trübe und die Luft sehr kühl. Das Bantheon schien zu frieren und uns selber wurde es auch nicht warm. In die Kirche gingen wir zwar, doch fanden wir sie so weiß und so leer, wie ein neuangestrichenes Heumagazin. Es kann da nicht gut beten sein, denn wie zum Trinken, so wünscht der Deutsche ja auch zu seiner Andacht ein gewisses traumhaftes Hellbunzel. Sonst ist nichts zu sehen.

Da die Mönche ihre Alterthümer zuerst selbst nicht achteten, die Grabmäler und die Gebeine ihrer Stifter auf den Mist warfen und sich nach dem Brand von einem französischen Künstler mit ungeheurem Aufwand diesen wälischen Bau hersehen ließen, so ist auch über ihre Neuerungen wieder der Gräuel der Verwüstung gekommen. Das kupferne Dach ist längst herabgehoben, lebt jetzt nur ganz unkenntlich in den Kupferkreuzern fort, welche zu Karlsruhe daraus geschlagen worden sind und ist durch ein neueres aus Zinkplatten ersetzt. Auch die vielbewunderte Orgel flötet jetzt in der badischen Hauptstadt ihre Engelsstimmen. Ebenso sind dahin auch verschiedene Marmorsäulen gegangen. Die gelehrten Benedictiner flüchteten sich, als 1807 das Kloster aufgehoben ward, nach St. Paul in Kärnthen, nahmen viel Geld und Kostbarkeiten, auch Bücher, Handschriften und Codices mit. Wo aber der Leib des cappadocischen Heiligen geblieben, das kann ich aus meinen dürftigen Quellen leider nicht entnehmen.

Aus der Mönchscaferne ist im Lauf der Zeiten eine Baumwollspinnerei geworden; ihrer Maschinen tiefe Stimme ersetzt jetzt die verstummte Orgel und schnurrt in melancholischen Klängen durch die Waldeinsamkeit. In den weiten Klosterhöfen sprießt reichliches Gras, Breitwegerich und Schellkraut. Im ganzen Orte, wenn man ihn nach allen Richtungen durchstreift, sieht man nicht so viel Seelen, wie an der Table d'hôte im dortigen Gasthose. Es sollen diese Mittagsgäste aber fast lauter Beamte sein, vom großherzoglichen Oberamte, alle sehr fleißig, welche, wenn sie den Köffel weglegen, sogleich wieder zu regieren anfangen.

Drum saßen wir denn alsbald ganz allein an dem leeren Tisch. Als bald zog auch eine unauslöschliche Sehnsucht nach einer beliebigen Ferne in unsere Herzen ein, und so eilten wir denn, das entgötterte Heiligthum so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Kaum daß wir noch unsere Zechen bezahlten und vom Wirthe Abschied nahmen. Eine gleiche Langweile, wie in St. Blasens Schatten, hat mich in diesem Leben noch selten befallen. Ich fühlte mich immer leichter, je mehr das tiefe Schnurren der Maschine verhallte, und als auch das blinkende Kreuz hinter dem Walde verschwunden, war es gerade, als wäre mir eine ganze kupferne Kirchenkuppel vom Herzen gefallen.

Nach Höchenschwand ging damals unser Weg — nach Höchenschwand, welches so zu sagen der Berg Nebo ist, von dessen Gipfel aus man das ganze Land Canaan (V. Mos. 34), nämlich die Schweiz und alle ihre Alpen vom Jura bis hinüber zu den Tiroler Bergen übersehen kann. Die Schweizer halten ungemein viel auf diese Aussicht, obgleich sie noch auf großherzoglich badischem Boden gelegen ist; sie ziehen oft clubweise herauf, um sie zu genießen, sie zeichnen sie kunstgerecht und beschreiben sie, so gut sie können, kurz sie lassen ihr die sorgfältigste Pflege angeheißen, wie einem theuren Hausschatz und edlen Kleinod.

Auch wir gingen ihrem mächtigen Eindrucke mit freudigem Herzen entgegen und zogen wohlbewaffnet einher mit Augengläsern, Opernguckern und verschiedenen Fernröhren. Aber als wir auf dem Belvedere, das eine Viertelstunde vom Dorfe gelegen ist, angekommen waren, sahen wir nichts als einen ungeheuren Wolkenvorhang, welcher

vor der schönen Helvetia stand und uns alle ihre Reize, wie man zu sagen pflegt, neidisch verhüllte. Die untergehende Sonne beschien ihn wohl mit sanften Strahlen, er wurde auch gelb und roth davon, aber er erhob sich nicht. Nur da und dort, gerade über dem Horizont, sah man in weitester Ferne etliche silberne Flocken durchschimmern, fast wie zerrissene und zerstreute Zindelstücke. Das waren die Jungfrau, das Finsteraarhorn und andere Celebritäten. Die Basaltkegel des Hegau dagegen waren unverschleiert und deutlich sichtbar. Nachdem wir aber so viel erwartet hatten, wollten wir uns gar nicht herablassen, auch diese noch zu bewundern.

„Ein widerwärtiger Tag!“ seufzte da der Maler. „Diese langweilige Klosterfabrik und dieses langweilige Belvedere mit seiner unsichtbaren Aussicht! Jetzt, da ich mit der Natur kein Glück habe, gäbe ich Alles für einen kurzweiligen Menschen, namentlich, wenn er eine Nationaltracht an hätte, so daß man ihn ordentlich zeichnen könnte.“

„Ja, da müssen Sie,“ sprach ein Bauer, der auf dem nächsten Felde arbeitete, „nach Immeneich hinuntergehen, da isch e Hoß?“

„Hoß — Hoß — Hoß,“ wiederholte der Maler, „haben wir das Wort nicht schon gehört? Herrisfried und Rickenbach, das sind die rechten Hoßennester,“ sprach so nicht der fürstliche Rath zu Donaueschingen? Auf, laßt uns hinuntergehen nach Immeneich, zum Hoßen; mich drängt das Herz, den Trefflichen zu schauen!“

Also nach Immeneich zum Hoßen!

## 2. Das Hohenland.

Zwischen Constanz und Basel laufen vom Feldberg herunter zwei rauschende Gewässer in den Rhein und heißt das eine die Schwarzach, das andere die Werra. Unten am Rhein sind ihre Mündungen ungefähr sechs Wegstunden auseinander, weiter oben rücken sie etwas näher zusammen. Zwischen diesen beiden Bergströmen, gegen Norden an das Gebiet der Abtei Sanct Blasien anstoßend, lag ehemals die Grafschaft Hauenstein, ein jetzt noch oft genanntes Ländchen, doch, wie es scheint, mehr von Malern als sonstigen Touristen besucht. Den Namen erhielt es von einem alten Felsenest am Rheine, zu dessen Füßen ein verwittertes Städtchen liegt, das ebenso heißt. Rudolf von Habsburg hat da einst vor seiner Standesveränderung manche Zeit einen sehr bescheidenen Hof gehalten. Diese Landschaft soll etwa acht Viertelmeilen umfassen und einhundert und fünfzig Dorfschaften mit dreißigtausend Menschen zählen, wovon die letztere unzweifelhaft alemannischer Abkunft und katholischen Glaubens sind.

Die Grafschaft Hauenstein oder „der Wald“ hat in den letzten Jahrhunderten eine Geschichte erlebt, so voll und mannigfaltig wie manches Königreich. Man glaubt aber aus derselben namentlich zu lernen, wie viel davon abhängt, wohin die Menschen oder die Völkerschaften, wenn sie geboren werden, zu liegen kommen. Die Hauensteiner sind offenbar verlegt worden. Wäre ihre Wiege in der Vorzeit am Vierwaldstätter See gestanden, so würden sie sich bei ihrem Temperament und ihren Neigungen ohne

Zweifel zu einem sehr achtbaren Arcanton herausgebildet haben und vielleicht noch in diesem Jahre die Prügelstrafe antwenden. So aber, in ungünstige Lage und ungünstige Nachbarschaft versetzt, oft von schlimmen Bauernkönigen geleitet und verführt, von vielen Hundten geheßt und gebissen, ist ihr Wesen fast zur Caricatur geworden und erregt jetzt mehr Mitleid als Bewunderung.

Ueber die Geschichte der Hauensteiner theilen wir der Kürze halber nur das Wissenswertheste mit, wie wir es aus anderen Büchern, die darüber ans Licht gekommen sind, zusammengetragen haben. Wir ersehen daraus, daß die Hauensteiner schon unter Kaiser Albrecht (+ 1308) in die Steuerregister der Grafen von Habsburg eingetragen waren. Sie dagegen datirten ihre staatsrechtliche Existenz, vielmehr ihre Freiheiten, von jeher auf einen gewissen Grafen Hans von Hauenstein oder eigentlich von Habsburg-Laufenburg zurück, der sie einst (1408), als der letzte dieses Geschlechts, auf seinem Todbette alle für frei erkärt, sie dem Reiche vermachte und ihnen allerlei Rechte und Privilegien hinterlassen haben soll. Die betreffende Urkunde hat man zwar nie gefunden, aber die Hauensteiner glaubten immer, daß man sie nur deshalb nicht finden könne, weil heimtückische Hände sie in Freiburg oder in Wien oder in irgend einem alten Burgverließ oder gar in einem abtrünnigen, treulosen Bauernhaus „im Walde“ verborgen und vergraben hätten.

Den Kern dieser Myththe von der hauensteinischen Magna Charta hat übrigens der Archivrath Joseph Bader in der mehr erwähnten Badenia (1859) ganz glaubwürdig nachgewiesen. Graf Johann von Habsburg-Laufenburg, der

also der letzte seines Hauses war, erhielt 1396 für seine Forderungen an die Herzoge von Oesterreich die Weste und Grafschaft Hauenstein zum Unterpfande und stellte den Waldleuten, als er diese Pfandschaft antrat, die übliche Handfeste aus, „sie bei ihren Freiheiten, Rechten und Gewohnheiten verbleiben zu lassen, wie solche von Alters hergekommen.“ Dieser „Graf Häsle“ war ob seiner Gutmüthigkeit, vielleicht auch ob seiner nicht standesgemäßen Ehe mit Agnes von Landenberg, die; „da sie nit von Grafen sondern von Dienstküthen“ abstammte, vom Kaiser Wenzel, in besonderem „Freiungsbrief“ gefreit werden mußte, — eine volksthümliche Persönlichkeit, bei Schiedsgerichten oft zum Obmann gewählt, zugleich als Landgraf im Klettgau, als Landvogt zu Baden und Pfandherr auf dem Walde ein mächtiger Mann. Sein wohlwollendes Regiment mag einen fühlbaren Gegensatz gebildet haben zu der, dem Erlöschen des habsburg-laufenburgischen Stammes nachfolgenden harten Herrschaft der österreichischen Vögte. Kein Wunder, daß bald die Sage durch die Hauensteiner Dörfer ging, Graf Hans habe ihnen vor seinem Sterben die Freiheit geschenkt, und nur als frei sei Land und Volk unter den Schutz des Hauses Oesterreich zurückgelangt.

Allmählich treten aus der Nacht der Vergangenheit die acht „Einungen“ der Hauensteiner hervor, Verbrüderungen der Bauerschaft untereinander, wie in Hohenthätien und in der Schweiz, einander zu helfen gegen männiglich, so sich wider sie setze oder sie angreife, alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oesterreich oder der Abtei Ect. Blasien.

Mit dem Gotteshaus gab es jedoch allerlei Späne. Die Leute im Hauenstein waren theils Freie, theils Zinsbauern, theils Leibeigene der Abtei; diese aber suchte den Hirtenstab immer wuchtiger zu schwingen und wollte sie allmählich alle in ihre Hörigkeit bringen. Darüber viel Verschwörung und Aufruhr im Walde, ja als der Bauernkrieg ausgebrochen und etliche Wiedertäufer dazu getreten waren, zogen die Leute sogar von den Höhen hinunter nach St. Blasien, verjagten die frommen Väter, verübten allerlei Schandthat, plünderten alles, was mitzunehmen war, und zerstörten, was sie nicht fortbringen konnten. Namentlich aber gingen sie auf die Urkunden los, aus denen ihnen die Jünger St. Benedicts jeweils so viel widerwärtige Auskunft herausgelesen hatten, und brachten eine solche Verheerung in das Archiv, daß man damals bis an die Kniee in lauter zerrissenen Documenten waten konnte. Doch wurden die Bauern bald wieder in ihren Wald zurückgetrieben und ihre Frevelthaten blutig bestraft.

Nach einigen kleineren Wirren, die sich aber um österreichische Ansprüche drehten, erzählt uns die Geschichte von dem großen, maßgebenden und noch immer unvergessenen Aufstand der „Salpeterer“, dessen Anfang ins Jahr 1719 fällt. Damals wollte der Abt seine angeblichen Rechte wieder neuerdings nach eigenen Fekten aufrichten und herstellen, auch die Leibeigenschaft wieder festigen, allein die Wälder nahmen den Handschuh auf und gingen mutzig in den Kampf für die Freiheit. Es entstand ihnen auch ein Timoleon, welcher Johann Fridolin Albiez hieß und mit Salpeter handelte, weshalb er und seine Waffenbrüder die Salpeterer genannt wurden. Was früher nur

verschwommene Tradition gewesen, das erhob der Salpeterhannes zum allgemein angenommenen Rechtsatz, nämlich, daß der Hauenstein durch des Grafen Hanses Testament ans Reich gefallen und weder Oesterreich noch St. Blasien unterthänig sei. In nächtlichen Versammlungen wurde auch nach alter Wiedertäufer Weise getagt und gepredigt, das Reich Gottes sei nahe, die Herren und Soldaten müßten alle erschlagen und die Güter der Bösen unter die Gerechten vertheilt werden. So war der Salpeterhannes ungefähr acht Jahre lang der Meister im Walde — die Hauensteiner scheinen keine Zinsen und Zehnten mehr entrichtet und sich ganz unabhängig benommen zu haben — bis die Herren von der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg, welche zu St. Blasien hielt, den Volkshelden einfangen und in enge Haft setzen ließen, wo er so bald starb, daß ihn der Volksglaube für vergiftet erachtete. Der Märtyrer fand jedoch einen Nachfolger in dem Müller von Haselbach, Martin Thoma, aber in der Schlacht bei Dogern, wo die Oesterreicher zwölfhundert Mann stark aufgestellt waren, ließen die Salpeterer unter seiner Leitung schon bei der ersten Salve davon. Die Anführer wurden nach Ungarn verwiesen, der Müller von Haselbach gar auf die Festung Belgrad gesetzt; jedoch ging nach all' dem langen Hader endlich auch der Tag der Versöhnung auf, indem die Abtei für achtundfünfzigtausend Gulden alle Ansprüche auf Leibeigenschaft der Hauensteiner aufgab (1738).

Nun der geistlichen Herren ledig, gingen aber die Wälder sofort auch mit den weltlichen wieder einen Unfrieden an. Unter Berufung auf den alten Grafen Hans ließen sie

zwanzig Gesandte nach Wien gehen, die den Kaiser überzeugen sollten, daß sie nicht österreichisch, sondern des Reiches seien. Zugleich zogen hundertundelf schneeweiße Jungfrauen wallfahrend nach Mariä Einsiedeln, um auch die Mutter Gottes um Schutz für die gute Sache zu bitten. Die Gesandtschaft fand zwar zu Wien kein Gehör, trug aber doch der Volksversammlung im Hauenstein vor, sie habe ihren Zweck erreicht. Sofort wieder Unordnung und Aufruhr, kaiserliche Commission zur Untersuchung der Beschwerden, Zwist mit dieser und endlich ein Treffen bei Eßwyl, wo fünfhundert Grenadiere die Salpeterer abermals auseinander stäubten, wie früher bei Dogern. Sechs der Häuptlinge wurden damals zu Albrud an den Galgen gehängt und die jungen Burschen unter die Miliz gesteckt (1739).

All dieß blieb aber ohne Eindruck, die Salpeterer wollten ihre Freiheit, wie sie Graf Hans gegeben hatte und nicht anders. Sie fingen bald wieder an, keine Steuern zu zahlen und nächtliche Versammlungen zu halten. Einmal stürmten sie auch die Stadt Waldshut und nahmen die Waffen wieder, die man ihnen vorher abgenommen hatte. Darauf stifteten sie einen großen Aufruhr an, bis wieder Kriegsvolk ins Land kam, die Anführer gefangen nahm und nach Ungarn abführte.

So ging es in mehrfachen Wiederholungen fort bis zum Jahre 1755, wo nach dem letzten Aufstand Maria Theresia über hundert Salpeterer jeglichen Geschlechts und Alters nach Siebenbürgen verbringen ließ. Dort leben vielleicht ihre Enkel noch, sie selbst aber sind längst verschollen.

Diese Geschichten könnten uns in die Zeiten Wilhelm

Tells versehen. Aber für die Hauensteiner war's zu spät. In den Tagen Maria Theresia's war Vieles nicht mehr möglich, was zu Zeiten Ludwig des Bayern ganz leicht gegangen wäre. Abgesehen von der Ungunst des Ortes hatten die Hauensteiner für ihre Bestrebungen auch ein ganz unrechtes Jahrhundert gewählt, und so sind ihnen denn ihre besten Wünsche nie hinausgegangen.

Von da an herrschte Ruhe in jenen Wäldern. Nur an langen Winterabenden erzählten die Hauensteiner noch vom alten Grafen Hans und seinen Privilegien, von ihren Nationalhelden und wie sie einst die feste Stadt Waldshut eingenommen; da ergingen sie sich auch gerne in der Klage, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, daß es nämlich mit dem Hauensteiner Niemand gut meine, als er selber, und daß er daher am besten thue, sich von der bösen Welt ganz ferne zu halten und ihr ein griesgrämiges Gesicht zuzukehren.

Nun hörte man lange Zeit nichts mehr von diesen Leuten, bis sie im Anfang des jetzigen Jahrhunderts wieder mehr und mehr zu rumoren begannen. Vorerst war es die Abschaffung unnützer Feiertage, welche dem Hauensteiner Bewußtsein sündhaft und verderblich erschien. Sie behaupteten, man wolle sie lutherisch machen, und kamen wieder häufig in nächtlichen Stunden zusammen. Als aber 1806 das Ländchen an das Großherzogthum Baden gefallen war, stand selbst der alte Graf Hans wieder auf. Die Hauensteiner verweigerten dem Landesfürsten die Hulldigung, den Militärdienst und die Steuern. In Karlsruhe hatte man damals andere Dinge zu thun und ließ die Sache gehen bis nach den Befreiungskriegen, wo es Zeit schien, auch

wieder an den Hauenstein zu denken und dort eine Ordnung herzustellen. Im Walde aber tauchte der Name der Salpeterer wieder auf und auch ein Nationalheld fand sich wieder. Dieser hieß Megidius Strittmatter und behauptete, der Geist des alten Salpeterhannes sei ihm erschienen und habe ihn zu seinem Nachfolger ernannt. Sofort wieder nächtliche Zusammenkünfte, bei welchen Megidius, wie seine Vorfahren, von den alten Freiheitsbriefen predigte, ihren angeblichen Inhalt erklärte und auslegte. Seine Anhänger wollten keine Rekruten stellen und keine Steuern zahlen, die Kinder nicht in die Schule schicken, keine Schornsteinfeger und keine Pockenimpfung anerkennen und verlangten zuletzt ein Schiedsgericht von zwei gesalbten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Oesterreich, welches einen Spruch thun sollte, ob sie zum Großherzogthum Baden oder zum Reich gehören. Die badische Regierung ließ zwar einige Anführer und „Megidler“ im Arbeitshaus unterbringen, suchte jedoch sonst die Gluth milde und allmählich zu löschen.

Aber in Kirche und Schule gährte der alte Salpeter noch immer fort. Als in den dreißiger Jahren der alte „Canistius“ abgeschafft und ein neuer eingeführt werden sollte, weigerten sich die Kinder standhaft, das Christenthum nach diesem zu lernen. Und als gar ein Lehrbuch, das ein protestantischer Pastor verfaßt, verbreitet wurde, schickten die Eltern die Freieemplare zurück und ließen ihre Kinder nicht mehr in die Schule gehen. Dazumal stellten sie die Behauptung auf: ihr rechtmäßiger Landesherr sei eigentlich der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich! Wie sie auf diesen gekommen, ist nicht klar; wahrscheinlich

führten sie seinen Stammbaum auf den alten Grafen Hans zurück.

Den Erzherzog Ferdinand konnte man ihnen zwar als Landesherrn nicht spendiren, aber sonst geschah Alles, um sie zufrieden zu stellen; nur daß sie, wenn eine Beschwerde abgethan war, gleich wieder drei andere in Vorrath hatten. Sie beschwerten sich namentlich über ihre Geistlichen, als wären diese alle vom wahren Glauben abgefallen, vermieden die Kirche und hielten ihren Gottesdienst in einsamen Waldcapellen oder zogen Sonntags zu diesem Zweck in die benachbarte Schweiz. Die eigentliche und wahre katholische Religion schien ihnen überhaupt nur mehr in der Schweiz zu blühen, namentlich in den Klöstern zu Muri und Einsiedeln, wohin sie häufig wallfahrteten. Man hat es damals sehr wahrscheinlich gefunden, daß sie von diesen andächtigen Wanderungen manchen Zunder mitbrächten, der zu Hause hartnäckig fortknisterte. Es ist nicht zu verwundern, daß in diesen Zeitläuften auch wieder viel von Graf Hansen und den alten Privilegien die Rede war.

Wir können aber nicht ausführlich erzählen, was im Lauf der Zeit noch für Anstände hervortraten und mit welchen Mitteln der Landesfürst und der Erzbischof die Schwachen im Geiste zu begütigen suchten; wir wollen nur noch sagen, daß die Salpeterer sich allmählich in die neuere Zeit zu schicken schienen. Auch ihre Klagen über die Priesterschaft wurden immer leiser, je mehr die erzbischöfliche Curie, welche früher im Geruche des Aufklärichts gestanden, selbst zu den Anschauungen der Hauensteiner herniederstieg. Gleichwohl starb noch in den letzten Jahren hier und da ein alter

Sonderling, der auch auf dem Todtbette von einem badiſchen Geiſtlichen keine Tröſtung annehmen wollte. Andere gibt es noch, welche ſich zum Beiſpiel dem neuen Schulgeſetze nicht unterwerfen oder trotz der Ablöſung den Behnten auf den Feldern liegen laſſen. Ferner ſteht ein dürterer Apfelbaum bei Egg, an dem verfallenen Hauſe des Müllers von Haſelbach, der den Hauenſteinern dieſelbe Bedeutung hat, wie der Birnbaum auf dem Waſerfelde den übrigen Deutſchen. Wenn nämlich die Zeiten ernſter werden und die Völker unruhig und im Rheinthale unten die Regimenter marſchiren, dann pilgern die alten Salpeterer aus der Ferne, von drei, vier Stunden weit her und lügen, ob der Apfelbaum nicht wieder grünend werde; denn dieſes wäre ein Wahrzeichen, daß die Kaiſerlichen kommen und dem „Rechten“ bringen und mit ihm der Graffſchaft alte, nie vergeſſene Privilegien und Freiheiten.

Alle dieſe Begebenheiten ſind nun dahingerauſcht, ohne ſichtliche Denkmäler zu hinterlaſſen. Es ſteht weder auf dem Schlachtfelde von Dogern noch auf den Hügeln von Eßwyl ein Monument; auch haben die Hauenſteiner biſher weder dem Salpeterhannes noch dem Müller von Haſelbach oder dem Megidi Strittmatter eine Bildsäule errichtet, ja man ſieht ihre Portraits nicht einmal an den Wänden der Wirthshäuſer hängen oder auf den Pfeifenköpfen prangen. Nur ein Erinnerungszeichen hat ſich erhalten an alle dieſe Verſchwörungen und Meutereien, die verlorne Schlachten und die mißlungenen Wiener Reiſen, die nächtlichen Zuſammenkünfte und den Gottesdienſt im grünen Wald, an all die Streitigkeiten mit weltlichen und geiſtlichen Herren, und dieß Erinnerungszeichen iſt die Tracht.

Die Hauensteiner Tracht besteht in einer langen, bis über die Hüften reichenden Weste, dem Leible, welches vorne geschlossen ist, daher wie ein Bangerhemd über den Kopf geworfen und unter der Achsel eingehaftet wird. Es ist hochroth und oben mit schwarzsammtnen Streifen eingefast. Darüber trägt der Mann ein sammtnes Kamisol, „Tschobe“ genannt, ohne Kragen und Knöpfe von dunkler Farbe, das aber früher ebenfalls roth gewesen sein soll; ferner schwarze Bluderhosen und weiße Strümpfe; endlich Schuhe mit einem gelben Lappen. Das Haupt in seinem mittelalterlichen Haarschnitt bedeckt ein schwarzer Strohhut oder eine grüne Sammtmütze, welche mit Pelz verbrämt ist. Auch der Kragen, das „Krös“ des Hemdes ist zu bemerken, welches kunstreich gefältekt und breit herausgeschlagen wird.

Diese Tracht, welche früher die allgemeine war, ist jetzt keineswegs mehr die gewöhnliche, vielmehr sind kaum noch ein paar hundert Männer zu zählen, die darin zu paradiren für gut finden. Wer sie aber trägt, der heißt „e Hoß“, und deßwegen konnte der fürstliche Rath in Donaueschingen mit Grund von Hozenneestern sprechen. (Der Name soll übrigens von Hoze herkommen, wie man ehemals für Hofe sprach.) Die Frau des Hozen heißt die Hözin, und seine Kinder, wenn sie in seiner Tracht gekleidet gehen, die Hözli. Es ist aber leicht zu merken, daß dieses Gewand von allen denen, die es nicht mehr tragen, gewissermaßen als eine Demonstration erachtet wird; man glaubt, in seinen Trägern lebe noch der Geist der alten Salpeterer fort. Man betrachtet übrigens das Hozenthum im Hauenstein selber heutiges Tages wenn

nicht als geistige Krankheit, so doch als eine leichte Monomanie von mehr komischem als ernstem Gehalt; zugleich aber, und wohl mit Recht, als eine große, als die größte Merkwürdigkeit des Ländchens. Wenn man auf der Wanderung stellenweise nach Herrischried, nach Rickenbach fragt, so fügen selbst die Kinder ihrer Antwort mit schalkhaftem Lächeln bei, wie groß da oder dort der Nest der letzten Hoxen noch sei. Auch wird fast von jedem Hauensteiner, den man dem Fremden nennt, pflichtschuldigst erwähnt, wie er sich zum Hoxenthum verhalte. „Si Vater isch e Hox gsi, aber an dem isch es usgange,“ sagte die Wirthin von Rickenbach von irgend Jemand, dessen Namen ich vergessen habe; aber die Phrase kam mir so bezeichnend vor, daß ich sie mir ganz haltbar einprägte.

Nachdem wir also nach Immeneich im schönen Thale der Alb hinuntergestiegen waren, fragten wir zuerst nach dem Hoxen, den wir am Schlusse des ersten Capitels erwähnt haben. „Er ist so eben dagewesen,“ sagte der Posthalter, „um ein Schöppchen zu trinken; jetzt wird er wohl auf dem Heimwege sein.“ Um in der Anrede und sonst im Gespräche nichts zu verfehlen, baten wir um einigen näheren Unterricht über Name, Stand und Herkommen des Gesuchten, worauf wir dann hörten, er nenne sich Johann Zehle und sei einst Bürgermeister gewesen, ein wohlhabender und sehr angesehener Mann. Zugleich wurde uns sein Haus bezeichnet, auf welches wir nun zuingen, doch überall spähend, ob er nicht etwa unterwegs einen Aufenthalt gefunden. Und in der That, als wir beim Wagner des Dorfes vorüberkamen, sahen wir ihn in dessen Werkstatt stehen, wie er mit dem Meister freundlich plauderte. Der

erste Eindruck des Hohen war ein sehr bedeutender, zumal derselbe ein großer schöner Mann ist, dem die Tracht, die wir oben beschrieben, vortrefflich zu Gesichte steht. Nur hatte er diesmal das schwarze Camisol nicht übergezogen, vielmehr ging er, als auf Arbeit bedacht, in weißen Hemdärmeln einher und hatte auch eine weiße Schürze vorgebunden. Die Sorgen des Werktags dämpften jedoch seine Heiterkeit nicht, vielmehr schien er in bester Laune und das ganze gutgefärbte Antlitz, von den kurzen blonden Lockchen, welche die Stirn umwehnten, bis herunter zum fleischigen Kinn, lachte freundlich und friedlich in die Welt hinaus. Wir begrüßten ihn also sehr achtungsvoll und er, dem solche Besuche nicht ungewohnt schienen, erwiderte unsere Ansprache mit offenen, herzlichen Worten. Er schien wohl zu wissen, daß uns Alles, was an ihm war, interessant sein müsse — wie hätten wir sonst den zweiten Weg gemacht? — und er gab uns daher alle Karitäten entgegenkommend preis.

Mit gespannter Neugierde untersuchte nun der Herr Maler den Bau seiner rothen Jacke, die Gassen unter der Achsel, die schwarze Hosenhose vom dicksten Luche, die aber bei ihm eigentlich nicht gefältelt, sondern mit scharfem Messer von oben bis unten dicht aneinander eingekerbt ist, so daß sie allerdings den Anschein gewinnt, als wäre sie in hundert kleine Fältchen gelegt.

Waren wir schon sehr zufrieden gestellt durch diesen heitern Anfang, so wurden wir noch freundlicher angesprochen, als uns der Hohe einlud, mit ihm unter sein Dach zu kommen. Wir betraten eine große Bauernstube, welche von der Gasse her durch eine lange ununterbrochene

Fensterreihe erhellt war. Dieser Breitseite gegenüber trat in die Stube wie ein Thurm ein mächtiger Ofen herein, dessen grüne Kacheln an die smaragdnen Seen des Hochgebirgs erinnerten. Neben dem Ofen und in Verbindung mit demselben war aber auch die ganze Wand tapetenartig mit solchen Kacheln verkleidet, deren Farbe von dem tiefen Dunkel des Gebälkes anmuthig abstach. Ueber sie herunter hingen allerlei Kleidungsstücke in bunter Reihe, auch mehrere Laternen für Haus und Stall. An den beiden Wänden, die noch übrig blieben, prangten etliche Tafeln mit frommen Bildern, auch zwei sehenswerthe Uhren, und in den schwarzen Balken, welche die Decke trugen, waren zahlreiche Schriften, Kalender und Zeitungen eingesteckt.

Es konnte unsere Achtung vor dem Gastfreunde nur erhöhen, als dieser auch noch eine Halbe Wein aufstellen ließ und fröhlich Bescheid that. Was wir aber damals gesprochen, kann ich jetzt wirklich nicht mehr angeben, da es doch schon einige Zeit her ist und Niemand anwesend war, der sich unsere Reden aufschrieb. Nur so viel vermag ich noch zu sagen, daß der Altbürgermeister sich scherzend selbst für einen Hoxen ausgab und der Meinung war, man dürfe sich dieses Namens nicht schämen, da er nichts Unrechtes bedeute. Was die alten Salpeterergeschichten betrifft, so meinte er, man habe sie mehrentheils vergessen, und wenn die Herren Geislichen und Beamten brav und tüchtig seien, so habe man sie im Hauenstein eben so lieb, als anderswo. Gern sprach er auch von seiner einzigen Tochter, welche glücklich verheirathet ist und in acht Jahren ihren Gatten mit fünf frischen Kindern beschenkt hat. „Eine rasche Zunahme des Hausstandes,“ meinten wir.

„Ei,“ sagte der Hoß dagegen, „so lange die Kinder so gut gerathen, sollen sie nur so fortmachen.“

Unser Herr Reisegefährte war tief erregt durch diese neue und anziehende Erscheinung. Und wenn Ein Hoße schon so mächtig wirken konnte, welcher Eindruck mußte erst entstehen, wenn ihrer gleich ein halb Duzend nebst Hözinnen und Hözli vor den trunkenen Blick treten würden? „Ach, laßt uns hinaufziehen,“ rief er sehnsüchtig aus, „nach Herrischried und Rickenbach, den Hoßennestern! Mich befällt ein wunderbarlich Verlangen, mehrere der Edlen in ihren Wohnungen, am häuslichen Herde zu beschauen. Laßt uns hinaufgehen in jene Landschaften, wo die rothen Jacken glühen und die schwarzen Hosen dunkeln!“

Also zogen wir hinauf in die Höhe, wo sie liegen, jene mehrgenannten Stätten seiner Sehnsucht. Von der Gegend wollen wir nicht viel sagen. Sie besteht aus Wiesen, Kornfeldern, Tannentwäldern und tiefeingerissenen Tobeln. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß auch viele Häuser und manche Dörfer mit verschiedenen Kirchen darin zu finden sind. Das Schönste auf diesen Wegen durch den „Wald“ ist aber die großartige Aussicht auf die Schtweizer Alpen, die freilich an keinem anderen Ort so ausgebehnt und umfassend ist, als zu Höchenschwand.

Also erreichten wir Herrischried, ein ziemlich großes, weit ausgebreitetes und hoch angesehenes, fast als Metropole betrachtetes Dorf, welches zwar Hebel als „Herrischried im Wald“ ansingt, das aber zu unserer Zeit schon lange nicht mehr im Gehölz liegt, sondern in einem sonnigen, wohlbebauten, mit Kornfeldern durchschachten Thalgelände. Auf einer Anhöhe steht eine neue, ansehnliche,

zweithürmige Kirche, die wir den Hohen dom nannten. Da es Sonntag war, so mußten wir die bedeutenderen Männer der Gemeinde natürlicherweise im Wirthshause suchen. Sie und da hatten wir auf dem Wege schon manchen fernen Hohen entdeckt, dessen rother Brustfleck in dem schwarzen Camisol aufleuchtete wie ein brennender Dornbusch im dunklen Fichtentalde, aber in die Nähe war uns keiner der Trefflichen mehr gekommen. Im Wirthshause dagegen fanden wir deren ein halbes Duzend am langen Tische sitzen und zur Vesper einen Schoppen Hauensteiner Bieres trinken. Sie saßen steif und aufrecht nebeneinander und rauchten aus großen Porcellanköpfen, welche eine billige Malerei verzierte. Als fromme und andächtige Tabakraucher wollten die Hohen auf ihren Pfeifen nur ungern weltliche Bilder dulden und lassen sich lieber Christus mit dem Kreuze, Maria mit den sieben Schmerzen und Aehnliches darauf malen.

Es ist leicht möglich, daß die Männer schon vorher nichts Erhebliches discutirt hatten, aber als wir uns zu ihnen setzten, gaben sie die Unterhaltung gänzlich auf. Obgleich wir uns auf verschiedenen Gängen durch die Welt ziemliche Fähigkeit erworben, mit den Helden der Dorfgeschichten umzugehen und ihre oft schwere Zunge beweglich zu machen, so wollten unsere Versuche hier doch nicht recht gelingen.

Die Enkel jener großen Bauernkönige, Steuerverweigerer und Waldbeter gaben auf unverfängliche Fragen allerdings eine Antwort, aber sie war immer sehr kurz gefaßt und schien eher anzudeuten, daß sie nicht behelligt, als daß sie von uns unterhalten sein wollten.

Die älteren Hohen mit dem Bewußtsein, daß sie der Mitwelt unverständlich geworden, und nicht im Stande, ihre Stellung so heiter aufzufassen wie der Urhoh zu Immeneich, sind nämlich, wie wir oben schon bemerkt, sehr mißtrauisch und haben an fremden Leuten nur wenig Gefallen.

Die offene Gesprächigkeit der übrigen Schwarzwälder sucht man also in diesen Kreisen vergebens. Daß wir unter solchen Umständen nicht von den alten Salpeterern zu reden anhoben, versteht sich wohl von selbst. Um ein Gutes fröhlicher ging es dagegen in der hintern Stube her, wo mehrere junge Krieger, die eben von den Heldenthaten am Maine zurückgekehrt waren, mit Freunden und Freundinnen die ersten Freuden des Wiedersehens feierten. Unter den Leuten dieses Alters war nichts zu merken von dem trüben Ernst der monumentalen Hauensteiner, die schweigend in der vordern Stube saßen; vielmehr konnte man sich leicht überzeugen, daß das Hohenthum bereits an ihren Vätern „usgange“ war. In dieser Gesellschaft brach nämlich eine derbe, etwas bäuerische Fröhlichkeit ganz unumwunden durch; sie sprachen sehr laut und kräftig, suchten auch ohne Unterschied des Geschlechts von Zeit zu Zeit zu singen und zu johlen, so gut sie's eben verstanden. Nebenbei konnten wir auch beobachten, wie sich hier zu Lande die Tracht der Weiber und der Jungfrauen ausnehme. Ehedem hatte sie auch ihre höflichen Besonderheiten, namentlich war der Koppsuß sehr eigenthümlich, jetzt aber gleicht sie so ziemlich der durchschnittlichen Landestracht der Schwarzwälderinnen. Die Farben, die ehemals sehr bunt gewesen, sind jetzt meist dunkel; von der Haube flattern

zwei lange seidene Bänder herab, die fast bis an den Boden reichen, und über den Rücken weit hinunter wallt der Zöpfe blondes Zwiagespann.

### 3. Noch ein Tag im Hohenland.

Nach den geschilderten Erlebnissen zu Herrischried im Wald gingen wir wieder von dannen und wanderten denselben Abend nach Rickenbach, um dort Herberge zu nehmen, wie es vor Zeiten auch schon Rudolf von Habsburg gethan, denn dieser pflegte, wie die Badenia erzählt, wenn er von der Jagd im Hochwalde müde und erschöpft wieder heimwärts zog, beim hiesigen Pfarrer einzukehren und sich unter dessen gastlichem Dache leiblich und geistig zu laben. Auch in Rickenbach gibt es noch eine Anzahl Hohen, doch fühlten wir nach den heutigen Erfahrungen keinen besondern Drang mehr, ihnen eigens nachzugehen, nahmen's daher auch ohne Betrübnis auf, als wir im Wirthshause zum Ohsen hörten, die Wackern seien, nachdem sie dem Bespertrunk obgelegen, schon sämmtlich nach Hause gegangen. Im Ohsen bereitete uns die junge Frau Wirthin, welche zu Säckingen das Kochen gelernt, einen Abendimbis, den wir nicht verachten konnten, und ein leidliches Nachtlager. Doch zeigte sich die Herberge sonst sehr dürftig ausgestattet und auch etwas schmutzig. Im „Herrnstüble“ waren wir heute die einzigen Gäste, aber durch die große Zechstube sahen wir noch in ein anderes dunkles Gemach, wo bei düsterm Lichte etliche Gefellen sich mit Kartenspiel die Zeit vertrieben. Es waren ohne Zweifel sehr anständige Leute, aber das schwarze Gemach und das gelbe Licht

ließ die Gestalten so unheimlich erscheinen und sie trieben ihr Geschäft so leise und geheimnißvoll, daß wir uns gar nicht in ihren Dunstkreis wagten, sondern, ohne nähere Bekanntschaft anzustreben, wieder zu unserm Abendtrunk zurückkehrten.

Andern Morgens beim Frühstück lenkte der Wirth unsere Aufmerksamkeit auf die interessanteste Persönlichkeit im stillen Nickenbach, auf das Heidewible (Heidenweiblein). Dieses sei eine hauensteinische Celebrität und seit Jahren gehe kein gebildeter Tourist mehr vorüber, ohne seine Bekanntschaft zu suchen. Immer bedacht, unsere Kenntnisse zu erweitern, sandten wir alsbald einen Boten mit der Bitte ab, das Weiblein möge doch gefälligst unser Frühstück mit seiner Gegenwart verschönern. Dasselbe kam auch alsbald heran und theilte unsere Geselligkeit. Es ist ein altes eingeschrumpftes Weiblein, sonst nicht auffallend, doch von großer Beweglichkeit und frischem Geiste. Der Gründlichkeit halber fragten wir zuerst, warum sie das Heidenweiblein genannt werde, worauf sie angab, vor Gott und Obrigkeit heiße sie eigentlich Magdalena Schmid, jenen andern Epitheten aber habe sie sich dadurch erworben, daß sie nach Art der Zigeunerinnen, welche man hier zu Lande Heidinnen nenne, Tabak zu rauchen pflege. Diese Gewohnheit aber habe sie angenommen, weil sie früher sich viel mit Forellensfang beschäftigt und in dem Wasser stehend sich oft Zahmweh zugezogen, welches sie dann durch scharfe Cigarren zu lindern versucht habe. Allmählich aber habe sie in der Nicotiana nicht mehr eine Arznei, sondern einen lieblichen Genuß gefunden, den sie jetzt sehr hochschätze. Diesen Wink nicht mißverstehend boten

wir beide unsere Opfergaben an, worauf sich das Weiblein sachverständig eine Cigarre ansteckte und deren kräuselnde Wölkchen sich mit denen der unsrigen vereinigen ließ. (Nach andern Nachrichten soll das Heidentweiblein allerdings das hinterlassene Kind einer wandernden Zigeunerin sein, was aber hier nicht weiter untersucht, sondern den Localhistorikern zur Aufhellung überlassen werden kann.)

Aber nicht das Rauchen allein macht das Heidentweiblein zum Wunder seiner Nachbarschaft, sondern auch seine Gelehrsamkeit und seine dichterischen Schöpfungen. In der That zeigte es eine Belesenheit, die uns staunen machte. Es scheint in jüngern Tagen nicht bloß den ganzen Hauenstein, sondern auch ein Stück des gegenüberliegenden Cantons Aargau, ja vielleicht halb Basel und Schaffhausen ausgelesen, d. h. alle dort aufstreibbaren Bücher in Händen gehabt zu haben. Ihre Gedichte, deren eine große Zahl sein soll, pflegt sie nicht aufzuschreiben, sondern trägt sie, wie die alten Rhapsoden, im Kopfe herum. Wir waren nur um so begieriger, eines dieser Erzeugnisse an uns übergehen zu lassen. Das Weiblein zeigte sich auch gleich bereit, unserm Verlangen entgegenzukommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir sie nicht unterbrechen dürften. Gerne gingen wir diesen Pact ein, den wir aber bald zu bereuen hatten.

Das Heidentweiblein begann also auswendig eine gereimte Dichtung vorzutragen, welche den Titel führt: „Das Schloß zu Harpoldingen.“ Harpoldingen ist eine schöne Burgruine in der Nähe von Rickenbach, welche eine alte Sage umflimmert, von einem Fräulein, glaub' ich, das sich aus

Liebeschmerz vom Thurm gestürzt.<sup>1</sup> Diese Sage also hatte die Dichterin in ein poetisches Gewand gefaßt, aber eine Anzahl verschiedener Episoden und lange Betrachtungen über Gott, die Welt und das Großherzogthum Baden hineinverwoben. Als wir so eine gute Viertelstunde zwar ruhig zugehört, aber doch gemerkt hatten, daß der Knäuel der ineinander laufenden Fäden immer wirrer werde, und daß vielleicht ein halber Tag darauf gehen könnte, bis Alles wieder entwirrt und das Lied von Harpolingen zu Ende sein würde, betrachteten wir uns mit trüben Blicken und gaben uns Zeichen mit den Augen, welche die Harmonie unserer Gefühle nicht verkennen ließen. So nahm ich mir denn den Muth heraus, fiel unterbrechend ins Gedicht hinein und sagte:

„Aber, liebes Heideweible, unseren poetischen Bedürfnissen wäre für heute bereits Genüge geschehen — könnten wir das Uebrige nicht ein andermal hören?“

„Nein,“ erwiderte sie dagegen mit freundlichem Ernste, „Sie haben mir versprochen, das Ende ruhig abzuwarten, und ich bitte Sie mir dieses Versprechen zu halten.“

Was war zu thun? Wir setzten uns wieder zurecht und lauschten von Neuem auf die alte Sage, glaubten aber doch zu gewahren, daß das Weiblein selbst sich einige Abkürzungen erlaube. Und in der That, nach einer weitem Viertelstunde kamen bereits Verse heran wie diese:

<sup>1</sup> Es ist wohl dieselbe Sage, welche in Schuezlers badischem Sagenbuch I, 153 nachzulesen ist, nur heißt das Schloß dort Wieladingen — es führte drei Geigen im Wappen — und wer sich aus Liebeschmerz vom Thurme stürzt, ist nicht das Fräulein, sondern ein junger Ritter.

Sie war so schön und war so zart  
 Und hatte viel Geistesgegenwart;  
 Das Fräulein muß' aber doch aufgeben  
 Seine schöne Gestalt und junges Leben —

Verse, die uns mit der Hoffnung erfüllten, daß das Ende nicht mehr ferne sei. Wir bemerkten auch mit Vergnügen, daß eine der handelnden Personen nach der andern erstochen oder sonst vom Tode ereilt wurde und sich die Geschichte immer mehr vereinfachte. Es überraschte uns aber nicht wenig, als das Gedicht am Schluß plötzlich in eine Parabase überging, welche die Hauensteiner dringend ermahnt, sich mit den neuen Zeiten zu versöhnen. Vieles Gute hätten diese schon zu Tage gefördert, wie z. B.

Die Eisenbahn — die frißt kein Heu,  
 Bringt Korn aus Rußland und Aegypten herbei.

Auch der Gendarmerie sei ein rechtlicher Mensch vielen Dank schuldig; sie sorge für Schutz der Person und des Eigenthums — endlich aber vor allen solle hoch' leben Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden!

So waren wir denn uns selbst wieder gegeben, nahmen Abschied von den Wirthsleuten und wollten unsers Weges gehen, konnten aber nicht umhin auf eindringliches Bitten auch das Haus des Heidenweibleins zu besuchen, welches ohnedem an dem Sträßlein lag. Was nun dieses und einige andere Hohenhäuser, in die wir unterwegs einen Blick gethan, betrifft, so habe ich allerdings da und dort schon viel hübschere Herbergen gesehen.

Das Hohenhaus steckt nämlich unter einem Strohdach, welches aber unten nicht regelmäßig abgechnitten ist, sondern sich flügelartig über verschiedene Ausladungen erstreckt,

die im Laufe der Zeiten dem ersten Bau hinzugewachsen und verschiedenen ökonomischen Zwecken gewidmet sind. An der vorderen Breitseite ist das Strohdach etwas höher abgenommen, um der großen Stube mehr Licht zu lassen. Hier stehen dann drei oder vier Fenster nebeneinander, nur durch schmale Leisten getrennt, und vor diesen findet sich ein gebielter Platz, mit Bänken und Stühlen besetzt, der gegen außen hin durch eine niedrige Bretterwand eingefriedigt ist. Hier unter dem schützenden Vordach sitzen an heiteren Tagen die Leute, namentlich des Abends, und pflegen der Arbeit oder der Kurzweil.

Im Stüblein des Heidentweibleins, welches aber trotz der eben beschriebenen drei Fenster etwas dämmerig war, zeigte sich das hölzerne Getäfel ganz schwarz vor Alter. An den Wänden hingen etliche papierne Bilder, welche französische Soldaten darstellten, einige Photographien von lieben Verwandten und Freunden, endlich auch zwei hochbejahrte Schwarzwälder Uhren. Auf dem großen Ofen lagen Kleider, welche getrocknet werden sollten, auf den Simslen standen Blumenstöcke; neben diesen deutlichen und nennbaren Gegenständen fand sich aber auf den Tischen und Bänken, den Simslen, den Kästen und dem Ofen allerlei unnennbares. Gerassel verschiedenster Art, Alles durchschnittlich von eingalserter, dunkler Farbe, wild durcheinander, so daß die dämmerige Stube unleugbar etwas Unheimliches und Hergenartiges an sich trug.

Auch die Küche ist dunkel, obgleich die Wände von glänzendem Ruße starren. Schornsteine sind in Hauenstein noch nicht beliebt; es gilt für patriarchalischer, den Rauch

durch's Gebälk und durch die Dachfenster abziehen zu lassen. Man rühmt ihm nach, daß er auf diesem Wege die Früchte im Speicher trockne und gleichwohl nicht feuergefährlich werde. Der vorherrschende Charakter in diesem Hause, wie in den anderen, die wir unterweg's besuchten, ist übrigens ein schmutziger.

Dies wären so ungefähr unsere Erlebnisse im Hauenstein. Zu mehreren Erfahrungen und tieferen Kenntnissen haben wir's in diesen zwei Wandertagen nicht bringen können. Wir geben auch gern zu, daß unsere Schilderung ziemlich lückenhaft und unzulänglich ausgefallen sei, aber um sie zu ergänzen und zu bereichern, haben wir ein einfaches Mittel im Vorrath. Wir dürfen nämlich nur auf J. B. Scheffels, des landeskundigen Meisters, einst (1853) im Morgenblatte erschienene Abhandlungen über den Hauensteiner Schwarzwald zurückgehen und denselben das Beste entnehmen. Nicht als ob wir die schönen Schilderungen ausschreiben wollten, dessen uns Niemand für fähig halten wird, sondern wir gedenken nur in einzelnen Punkten und in gedrängter Kürze herauszuziehen, was der Verfasser, der übrigens die Hauensteiner auch im „Trompeter von Säckingen“ vorkommen läßt, über den Charakter, die Tugenden und Fehler dieser Leute dort niedergelegt hat. Die Abschätzung ist gewiß sehr wahr und richtig, aber, wie man sehen wird, keineswegs sehr günstig.

Rühmlich ist es, daß der Hauensteiner noch manche alte Sagen, Lieder und viele uralte Bräuche aufbewahrt hat, aber es fehlt ihm andererseits auch nicht an halstarrigem Aberglauben und den wunderbarlichsten Vorurtheilen.

Seine Lieder gehen meist in ernsten Weisen, dagegen zeigt er im Tanze eine lustige Natur und von seinen schlagenden Witzern erzählt man weitem in der Nachbarschaft. Daß er in Mondscheinnächten gern einen Riltgang unternimmt, möchte weniger zu tadeln sein, als daß dabei oft scharfe Schlägereien entstehen. Ueberhaupt ist der Wald in diesem Stücke berüchtigt, denn es vergeht selten ein Sonntag, ohne daß es da oder dort im Wirthshaus zu blutigen Treffen käme. Früher pflegten die Familienväter nach altgermanischer Weise die geschlagenen Wunden durch Wehrgeld auszugleichen und dieß schien ihnen so genügend, daß sie nicht begreifen konnten, warum sich mitunter auch die großherzoglichen Behörden einmischten und die Helden einsperren ließen. — Sie sind, wie die Deutschen des Tacitus, verzweifelte Spieler, so daß einst Einer, der den letzten Pfennig verloren hatte, um seinen Ohrlappen wettete, welchen dann der Sieger sofort und ohne Widerstand zu finden abschchnitt und davon trug.

Der Hauensteiner ist übrigens der Einzige unter den Bewohnern des Schwarzwaldes, der den Trieb, die Welt zu sehen, kaum verspürt. Dagegen wallfahrtet er gern nach Mariä Einsiedeln und nimmt dort ein „Paradiesgärtlein“, einen „Himmelschlüssel“ und dergleichen zeitgemäße Erbauungsschriften oder neue Mähren von alten Wundern mit, um in den langen Winterabenden seinen Geist daran zu ergötzen. Ferner ist er wenig beweglich und indolent, trinkt dagegen sehr gern Schnaps. Diese Eigenheit, der Leichtsinn der Jugend — uneheliche Kinder sind sehr häufig — und die Unfruchtbarkeit des Bodens sind Ursache, daß die Armuth immer mehr zunimmt, und sie

wird begreiflicher Weise nicht gehoben durch eine andere Untugend, nämlich durch eine ungemaine Vorliebe für Proceffe, in denen manches kleine Vermögen dahinschwindet.

Zeit ist Geld und deswegen darf man vielleicht einen Vorschlag wagen, der manchem Anderen etwas Zeit ersparen kann. Betrachtet man nämlich den geringen Reiz der Landschaft, die Dürftigkeit der Herbergen, die Verschlossenheit der Bewohner, so möchte es fast besser scheinen, wenn der Wanderer, der es nicht auf tiefere Studien abgesehen hat, den Wald und seine Schatten liegen ließe und sich damit begnüge, den Hohen mit seinem rothen Brustflaz auf dem Wochenmarke zu Sädingen oder zu Laufenburg ins Auge zu fassen.

Namentlich zu Laufenburg, einem alten aber freundlichen Städtchen, am Rhein gelegen, an einer Stelle, wo er eben über mächtige Felsen wild rauschend hinabgleitet, was man den Laufen nennt. Eine schöne Brücke geht da über den Strom; links liegt die helvetische, größere, rechts die badische, kleinere Hälfte der Stadt, beide wohlgebaut und einnehmend. Ueber der Schweizerstadt steht noch ein brauner Thurm des alten Schlosses der Grafen von Habsburg-Laufenburg; rings herum sind hohe Hügel, schöne Wiesen, liebliche Nebengelände und dunkle Wälder. Das Städtchen ist so malerisch gelegen, wie nicht leicht ein anderes, und im badischen Posthaus waren wir vortrefflich verpflegt. Darum machen wir auch kein Geheimniß daraus, daß uns drei Wochen in Laufenburg viel lieber wären, als drei Tage im „Wald“.

#### 4. Ueber das Elfaß ins Gutachtal.

Zu Laufenburg am Rhein ist dem Schriftführer, der bis dahin die Reisechronica aufgezeichnet, die Feder jählings entfallen. Den Maler aber trieb es noch weiter umher an den Gestaden des Rheinstroms und in den Schwarzwaldthälern. Dort sammelte er Studien für allerlei malerische Aufgaben und zeichnete noch mehrere harmlose Bildlein. Ihrer drei davon sollen nun in Holz geschnitten die Gartenlaube zieren. Auf daß sich aber, wie es das Herkommen erheischt, auch ein Wort zum Bilde füge, ergreift jetzt der Maler jene entfallene Feder und schreibt noch Einiges zusammen, so gut es die Erinnerung ihm bietet. Lobenswerther scheint es ihm, diesen wenn auch ungewohnten Pfad zu betreten, als seine Zeichnungen ohne alle Auslegung zu lassen.

Also von Laufenburg nach Säckingen, dem alten, lebendigen Rheinstädtlein, das den Frommen von Alters her durch St. Fridolinus, den Kindern der Welt erst neuerdings durch den „Trompeter von Säckingen“ lieb und theuer geworden ist. St. Fridolin soll vor dreizehnhundert Jahren aus Hibernien gekommen sein und hier eine namhafte Werkstätte für Heidenbekehrung und Christenthum aufgeschlagen haben. Im Frauenstifte, das seinen Ursprung bis an den keltischen Heidenapostel hinaufführt, zeigt man den Schrein mit seinen Gebeinen und ein Kreuz, welches Agnes, die Kaiserin, hieher verehrte, als Albrecht, der Kaiser, ihr Gemahl, von Johann von Schwaben erschlagen worden war. Auch einige uralte Stidereien

sind zu sehen, welche St. Fridolin aus Irland mitgebracht haben soll.

Das war nun Alles sehr anregend und belehrend, indessen zeigte sich unsere Empfänglichkeit damit noch nicht vollkommen befriedigt. Wir dachten auch an leibliche Erquickung und fanden dieselbe im goldenen Knopfe, einem Gasthose, welcher in der deutschen Dichtkunst eine nicht unansehnliche Stelle einnimmt. Es soll nämlich dessen Wirth schon vor zwei Jahrhunderten in wohlverdienter Achtung gestanden und von den Honoratioren der damaligen Zeit eben so gern und so häufig besucht worden sein, als von denen der Gegenwart. So berichtet wenigstens der Dichter des Trompeters, und wir haben allen Grund, ihm auch in dieser Sache eine scharfe historische Kritik und daher vollkommene Verlässigkeit zuzutrauen.

Von Sädingen geht's den Gestaden des Rheins entlang bis nach der alten Stadt Basel in einer besonders schönen Gegend. Dicht an der Bahn die Weinberge, unten in der Niederung der langsam fluthende Rheinstrom, zur Rechten die Berge des Schwarzwaldes, zur Linken die Höhen der Schweiz und über diesen in weiter Ferne die Alpen.

Also kamen wir, freudig angeregt von Allem, was wir sahen, im Abendschein zu Basel an. Von dieser Stadt, wie sie majestätisch am Rheine liegt, der hier den großen Bogen macht, um die Richtung nach der Nordsee zu gewinnen, von dem stolzen Dome auf seiner gebietenden Erdstufe und von andern Merkwürdigkeiten mehr wollen wir hier lieber schweigen. Nicht als ob wir nicht einiges Gute darüber zu sagen wüßten, sondern weil wir den

stillen Glauben hegen, daß es Andere wohl schon besser gesagt.

Hier ging übrigens die Gesellschaft, die bisher treu und redlich zusammengehalten hatte, in zwei Theile auseinander. Der eine der Gefährten schlug sich Zürich zu, um heimzukehren, der andere dagegen, welcher ich selbst war, bedenkend, daß ihm von allen irdischen Gütern keines reichlicher zu Theil geworden, als freie Zeit, erhob sich wieder und machte sich auf, um noch einige schöne Herbsttage im Lande umherzuschlendern. Und als er einmal das vielbesungene Wiesenthal entlang schlenderte — gar nicht weit von dem alten Basel — da stand er plötzlich vor einer wunderschönen Villa, in welche er eingeladen war. Sie heißt der Wenkenhof, gehört dem Herrn Burkard-Stefani und ist gar vielen Wanderern unvergeßlich, weil sie da mit herzlichster Freundlichkeit aufgenommen und mit großen Ehren bewirthet worden sind. Nicht leicht, daß mir selbst in Italien eine Villa besser gefallen hätte, als diese, denn prachtvolle Baumgänge, stolze Gartenterrassen, farbenreiche Blumenbeete und funkelnde Springbrunnen verbreiten fürstlichen Glanz, während entzückende Ausichten gegen den Thalmweg des Rheins, gegen die Vogesen und die dunkeln Höhen des Schwarzwalds uns überall begleiten, wenn wir in diesem Paradiese auf und ab wandeln. Den glücklichen Pilgern, die auf der beneidenswerthen Stelle zusammen kommen, bieten sich aber auch die schönsten Ausflüge über Berg und Thal, denn es ist die Landschaft gar reich an alten Schlössern und verfallenen Burgen, an schattigen Wäldern und ragenden Felsen, von deren Höhe steil hinunter ins herrliche Rheinthäl

und weit hinüber zu sehen ist auf die schneeige Kette der Alpen.

Von hier aus ging ich auf etliche Tage in das Elfaß, wo mir allerlei eigenthümliche Mädchentrachten angezeigt und von den Einsichtigen zur künstlerischen Abwandlung empfohlen waren. Die Trachten sind allerdings sehr schön, aber die Leute sind sehr ungeschmack. Seit diese Alemannen Franzosen geworden, haben sie den besseren Theil ihres Selbsts vielleicht unwiederbringlich eingebüßt. Statt freundlich, gesprächig, liebenswürdig wie die Schwarzwälder, sind sie langweilig, eingebildet und ungeschlacht. Die Franzosen sind keine Fußwanderer — es gibt keine Pariser oder Straßburger Touristen, die in den Wäldern der Vogesen, auf ihren Höhen, in ihren verfallenen Schlössern ihre Kurzweil suchen. Ohne Reiseverkehr gibt's aber auch keine guten Wirthshäuser und die Verpflegung im Elfaß ist daher sehr dürftig. Nicht einmal meinem Herzen war sie genügend, obgleich sich dieses im Anblick eines hübsch behuteten und bebänderten Mädchenkopfes über schlechtes Fleisch und altbackenes Brod schon oft hinweggesetzt hat. Im letzten elsfäßischen Hôtel, dessen Namen ich vergessen habe, ward mir eine Stube angewiesen, welche nichts enthielt, als einen dreibeinigen Stuhl und ein Bett von solcher Erhabenheit, daß ich mir eine Leiter wünschte, um seine Hochebene zu erklimmen. Gewisse, nicht ganz zu beseitigende Geschäfte, wie z. B. Waschen zc., welche man nach altem Herkommen auf dem Tische abzumachen pflegt, mußten hier auf den Boden verlegt werden, weil ein Tisch nicht aufzutreiben war. Ich weiß nicht, wie man sich da zu verhalten hätte, wenn man

etwa einen Brief schreiben wollte, aber ich glaube, daß die Schreibekunst hier überhaupt nicht sehr stark verbreitet ist.

Ach, wie gerne hätte ich für mein häusliches Museum eine solche Tracht gesammelt, ein reichgesticktes Häubchen, ein weitausgeschnittenes Nieder, einen rothen Rock und andere derlei süße Erinnerungen! Was mir aber im Schwarzwald allenthalben ohne erhebliches Hinderniß gelungen war, nämlich getragene Charakterstücke gegen leidliches Entgelt eigenthümlich zu erwerben, das war hier unmöglich durchzuführen. Gleiche Sprödigkeit bei Alten wie bei Jungen. Alles Zureden und Bitten, die schönsten Angebote halfen nichts, bis endlich der „Lumpenjudd“ hinzukam und, wie es im Elsaß gebräuchlich, als Mäkler und Vertrauensmann die kleinen Handelschaften für mich abschloß. Darüber ward ich ganz glücklich, aber dem Glücklichen schlägt bekanntlich keine Stunde, und so versäumte ich um ein Weniges den Termin zum Mittagessen. Ach, wie wurde ich da in der Herberge empfangen! Wie gebrauchte der Wirth sein unflätiges Maul! So was gehe da zu Lande nicht, sagte er, da sei man an Ordnung gewöhnt — es sei ihm lieber, wenn ich mich gleich aus dem Staube mache, statt mit so unerträglichen Sitten ihm weiter lästig zu fallen.

Er hatte aber noch nicht ausgerebet, als ich bereits mein Bündel zu schnüren begann, um auf dem nächsten Wege nach dem Schwarzwalde zu eilen, in seine schattigen Thäler, zu seinen biedereren Bewohnern, zu seinen lieblichen Bewohnerinnen. Ich war schon aufgeheitert, als ich wieder über den Rhein gefahren war und meinen Fuß wieder auf deutsches Land setzte, jagte dann aber in immer

besserer Laune über Appentweier und Offenburg in die Berge hinein, so daß ich seelenbergnügt in dem kleinen, jedoch sehr nahrhaften Städtchen Hausach ankam, welches weit hinten im Walde, am Ufer der schäumenden Kinzig liegt und von alten Burgruinen malerisch überragt wird. Bis hieher reicht jetzt auch die Eisenbahn.

In dieser romantischen Gegend verging mancher Tag belehrend und erheiternd. Mein ernstes Streben, die Menschen von der schönsten Seite zu erfassen und sie in ihrer würdigsten Gestalt auf dem Papiere zu verklären, schien hier den Bewohnern eben so begreiflich und einleuchtend, als es den Elßäfern dunkel und unverständlich geblieben war. So weit ging aber hier der Eifer mir entgegenzukommen, daß mich zu Schapbach die Gemeinde gar nicht mehr fortlassen wollte, ehe ich sie in ihrem höchsten Staate gesehen. Ich empfing mehrere Besuche der angesehensten Männer, die mich mit den freundlichsten Worten möglichst lange aufzuhalten suchten und mich der Wahrheit nach versicherten, daß ich im ganzen Schwarzwald nicht leicht wieder eine so malerische Volkstracht finden werde, wie in ihrem Thale. Gerührt von solcher Werthschätzung blieb ich auch bis über den nächsten Sonntag und hatte da die Hände voll Arbeit, um alle jene Verehrer und Verehrerinnen, welche einen Werth darauf legten, säuberlich in meinem Skizzenbuche unterzubringen. Dort sind sie noch verwahrt — vielleicht wird auch für sie der Tag der Urstände kommen!

Wenn der Wanderer von Hausach gegen Mittag zieht, so gelangt er in das Thal der Gutach, eine wegen ihrer Trachten und anderer Eigenthümlichkeiten berühmte Gegend.

Zu meinem Glück mußte hier, als ich eben ankam, ein Kind geboren und getauft werden, was ich als eine freundliche Fügung des Himmels dankbar hinnahm. Der Zug entfaltete sich mit Würde und in alterthümlicher Pracht. Ich betrachtete ihn als gute Beute und bringe ihn hier neidlos vor das liebe Publikum. In der Mitte schritt züchtiglich die junge Gevatterin, eine wohlgestaltete Jungfrau, welche den neuen Weltbürger zur Kirche trug. Dieser entzog sich allerdings meinen physiognomischen Wahrnehmungen, weil er, in weichem Pfühle liegend, mit feinem, geblühtem Tüll überdeckt war. Auf dem Haupte der Jungfrau prangte das ehrwürdige vorzeitliche Schäpele, ein Kopfsputz, der aus Sammet, Seide, Glasperlen und Flittergold kunstreich zusammengesetzt ist. Ihn trugen bei solchen und anderen festlichen Gelegenheiten schon Chriemhilde, Holde und alle Heldinnen der mittelhochdeutschen Dichtung. Die Halskrause und das goldene Nieder, mit rothen Nesteln geschnürt, sprechen für sich selbst, ebenso der kurze, schwarze Rock, die weißen Strümpfe und die zierlichen Schühlein. Neben der Gevatterin geht eine andere Verwandte, die wohl schon ihren Mann und eignen Herd gefunden hat. Darauf deuten die schwarzen Wollrosen hin, die sich oben auf dem Strohhut lagern, denn wäre sie noch unvermählt, so müßten die Rosen von rother Farbe sein, wie bei der schöngezopften Dirne, die links am Zaun steht und nachzurechnen scheint, wie lange es noch dauern möchte, bis auch sie einmal freudigen Anlaß zu einem Taufzuge geben würde.

Weibliche Leser genehmigen wohl die Bemerkung, daß die schwarze Jacke der Gutacherinnen einwärts roth gefüttert

ist. Die prunklose Anständigkeit der männlichen Landleute wird man auch nicht übersehen. Sie tragen den sogenannten Hübeles-Kittel, einen gerippten Sammtrock, ebenfalls mit rothem Flanell gefüttert. Der eine der Wäldler, der vorne auf dem Baumstamme sitzt, scheint bedächtig zu erwägen, was aus dem Kind, das man vorüberträgt, wohl Alles werden könnte; der andere erinnert durch seine Ausstattung, durch seinen bürgerlichen Regenschirm, fast an den letzten der ehemaligen Könige von Frankreich. Auch die Bauart der hölzernen Häuser stellt sich dar und der glänzende Schuppenpanzer, der sie kleidet.

Diese angenehme Berggegend hat übrigens allerlei Vorzüge, welche gerühmt zu werden verdienen. In der schönen Tracht stecken liebenswürdige Menschen, der Boden ist fruchtbar, die Bäche bieten ausgezeichnete Forellen und aus der reichen Kirschernte weiß man ein vortreffliches Wasser zu brennen. Auch ein Posthalter ist da zu finden, der dem müden Wanderer eine liebreiche, erquickende Herberge gewährt.

Noch etwas weiter drinnen im Gebirge liegt Hornberg, ein treffliches Städtlein. Ob hier oder anderswo das bekannte Hornberger Schießen stattgefunden, wollte ich nicht erforschen, da man mit solchen Fragen an Ort und Stelle wenig Ehre einzulegen pflegt. Nach einer ehrwürdigen Ueberlieferung soll nämlich beim Hornberger Schießen die Scheibe ins Wasser gefallen sein und dieses dadurch ein unerwartet schnelles Ende erreicht haben. So ferne daher große Unternehmungen „von des Gedankens Blässe angefränfelt“ unscheinbar in den Sand verlaufen, pflegt man in Süddeutschland noch immer zu sagen: Das geht aus

wie's Hornberger Schießen — aber wo dieses Spruches Ursprung, das ist wohl nur Wenigen und mir z. B. gar nicht bekannt.

Uebrigens ist das Thal sehr eng, sehr grün, sehr malerisch und auch mit einem steilen Berg geziert, auf welchem das alte Schloß Hornberg kauert. Man fühlt hier schon recht vernehmlich, daß man in die frische, spornende Luft des Schwarzwaldes gerathen ist. Es finden sich in dem kleinen, abgelegenen Städtchen schon einige bedeutende Wahrzeichen hohen Gewerbefleißes. So der Herren Gebrüder Horn große Steingutfabrik, welche gegen vierhundert Arbeiter beschäftigt. Auch Uhrenschilder und Musiksaiten werden gefertigt. In den angenehmen Gasthäusern macht sich hier zu Lande nicht ein untwissendes, verkommenes Philisterium breit, sondern man trifft allenthalben weit gereiste, gebildete Männer, mit welchen zu verkehren ein großes Vergnügen ist.

Immer weiter in das Gebirge eindringend, geräth der Wanderer wieder in eine enge, tiefe Schlucht, welche der schon beschriebenen Hölle sehr ähnlich ist, diese aber an romantischer Wildheit noch übertrifft. Die Straße ist theilweise aus dem Felsen gesprengt und läuft oft an wilden Abgründen hin. Unten wüthet der Bach, von oben winkt das Gestein bedenklich herunter. Nachdem sich die Schlucht geöffnet, bietet sich aber die Amtsstadt Triberg dar. Sie besteht aus zwei Häuserreihen, welche nach einem Brande, der vor vierzig Jahren gewüthet, schmuck und reinlich wieder aufgeführt wurden. Auch hier sind die Leute ungemain fleißig. Meine Beschäftigung fand ich zwar nicht vertreten, aber die Uhrenfabrikation wird von zahlreichen

Firmen. mit ungemeinem Nachdruck betrieben. In der Nähe spielt auch der Triberger Wasserfall, welcher der schönste im Schwarzwalde und schon vielfach besungen sein soll. Ich würde ihn gern beschreiben, wenn ich das Talent dazu hätte. Um Triberg herum ist überhaupt die Landschaft besonders schön, und da auch die Wirthshäuser besonders gut sind, so eignet sich das Städtchen vortrefflich zu einer Ruhestelle für den braven Wanderer, der sich einerseits selbst nicht vergessen, andererseits den Duft von Gottes schöner Welt im Schwarzwalde gemüthlich einschlürfen will.

Außer Trachten, Forellen, Kirschwasser, Fabriken und liebenswürdigen Leuten hat der Schwarzwald auch noch vortreffliche Straßen. Hier sind dem Wanderer alle Berge geebnet und alle Thäler ausgefüllt. Durch die engste Schlucht, durch die wildeste Klamm führen die herrlichsten Fahrwege, bald aus dem Felsen gesprengt, bald aus dem Bache heraufgebaut, bald Beides. Hierin ist das Großherzogthum Baden meinem bayerischen Vaterlande mit Siebenmeilenstiefeln vorausgerannt. In unserm Gebirge kann man z. B. nicht einmal von Tegernsee nach Schliersee fahren, obgleich kein Berg, keine Schlucht, kein Wildwasser dazwischen. Wir sorgen immer mehr für die unsichtbaren Pfade, die unserm geistigen Fortschritt dienen sollen, als für die sichtbaren, welche Handel und Verkehr beleben könnten. Man sollte glauben, wie weit wir auf jenen schon gekommen sind!

Eine solche prächtige Kunststraße führt auch von Triberg nach St. Georgen hinauf. Dieser Marktflecken liegt fast dreitausend Fuß hoch über dem Meere, in einer

Gegend, die etwas winterlich ist, aber sich einer gesunden Luft erfreut. Ehemals stand da ein Benedictinerstift, aus dem sich noch ein kostbarer alter Holzsaltar gerettet hat; jetzt floriren dagegen zahlreiche Fabriken. Der Gewerbefleiß verlegt sich auch hier namentlich auf die Uhren, und die meisten jener Zeitmesser, welche die Stunden durch einen hellen Rufkruf ankündigen, werden in St. Georgen gefertigt. Auch hält man da lustige Jahrmärkte ab. Leider war der Flecken kurz vorher abgebrannt und die Ruinen standen noch grauslich umher. Doch voll Einsicht und voll Thatkraft, wie die Leute sind, werden sie sich gar bald wieder erholen und es wird mich immer freuen, wenn's ihnen recht gut geht.

### 5. Von St. Georgen bis zum Wald hinaus.

Als ich einmal in der Nähe von St. Georgen gedankenvoll dahin und an einem alten Bauernhause vorüberschlenderte, störte meine Innerlichkeit plötzlich ein schwarzes, bänderreiches Häubchen. Unter dem Häubchen zeigte sich ein feines, jugendliches Antlitz, welches, obgleich nur einem Bauernmädchen gehörend, doch jedes städtischen Fräuleins würdig gewesen wäre. Das Gesicht saß auf einem zierlichen Hals, der seinerseits aus einem weißen Hemd hervorbrach. Hierauf folgte ein rothes, mit Goldstreifen besetztes Nieder und hauschige, kurze, schneeweiße Ärmel, welche einen vollen runden Arm umfingen. Das Mädchen lehnte auf dem Rücken der Sommerbank und schaute lächelnd dem Spiel der Tauben zu, die in Sand und Gras ihr Futter zusammenliefen. Als sie meiner ansichtig wurde,

wollte sie sich aufrichten, um meines Grußes gewärtig zu sein, allein ich begann sofort: „Halt, du liebe Blume des Schwarzwaldes, halt! du bist so bildmäßig gestaltet und gestellt, daß ich dich alsbald in meiner Mappe verewigen muß. Bewahre deine Haltung, ich bitte dich herzlich, nur fünf Vaterunser lang, bis ich dich gezeichnet habe, und dann sollst du wieder die volle Freiheit deiner Bewegungen genießen!“ Sie schien mich zu verstehen, in meinen reinen Blicken die Unschuld meiner Absicht zu lesen und legte sich also ganz genau wieder über die Lehne, wie sie vorher gelegen war. Also begann ich zu zeichnen und war in kurzer Zeit mit der niedlichen Arbeit fertig. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, die Anmuth dieser Gestalt so faßlich wiederzugeben, daß der Beschauer seine Freude daran haben kann, aber daß ich es nach meinen besten Kräften versucht habe, ist gewiß und unbestreitbar.

Während ich darauf zu Hause die flüchtige Skizze ins Reine arbeitete, erwachte aber leider ein unregelter Schöpfungstrieb und an der Stelle, wo die Tauben geflüdert hatten, entstand allmählich ein junger Mensch mit lockigem Haar, angenehmen Zügen und zierlichem Schnurrbartchen. — Ach, welch' ein niedliches Bärchen! dacht' ich mir. Und wenn erst ein gewandter Schriftsteller den Text dazu schreibt — was kann er da Alles daraus machen! — Damals glaubte ich nämlich, es werde irgend eine andere Kraft, reicher an Phantasie als ich, die Erklärung meiner Bilder übernehmen — jetzt dagegen, da mich diese Hoffnung getäuscht hat und die Aufgabe auf meine eigenen Schultern gefallen ist, jetzt empfinde ich eine große Beklommenheit, indem ich selbst nicht weiß, wer der Jüng-

ling eigentlich ist. Nach der offenen Mappe, die er in den Händen hält, sollte man ihn am ehesten für einen Maler halten. Manche könnten daher meinen, ich hätte mich da selber anbringen wollen, aber ich bin weder so jung, noch, wie ich glaube, so hübsch. Ich sehe jetzt leider ein, daß es viel leichter ist, in unbewußtem Triebe einen solchen Jüngling neben ein solches Mädchen hinzusehen, als seine Persönlichkeit und das gegenseitige Verhältniß glaubwürdig zu erläutern. In meiner Verlegenheit eilte ich auch bereits zu einem Sachverständigen und bat ihn, mir aus der Noth zu helfen. Wissen Sie auch nicht, fragte ich ängstlich, wer der junge Mensch da ist? Nur ein paar Zeilen erklärenden Textes, wenn ich für ihn hätte, sagte ich flehend, damit er nicht ganz leer ausginge. Fällt Ihnen denn gar nichts ein über seinen Namen und Stand, über seine Herkunft? Das Haus kenn' ich wohl; das steht bei St. Georgen im Schwarzwald.

Ja, was treiben Sie denn, lieber Freund, erwiderte der Sachverständige verdrießlich, das ist ja ein Bild zu einer Novelle. Da haben Sie, ohne es zu merken, in eine Schwarzwälder Dorfgeschichte hineingepfuscht!

Ach Gott, seufzte ich, was einem doch Alles passiren kann, ehe man's denkt! Läßt sich da gar nicht mehr helfen?

Helfen, helfen! sagte der andere achselzuckend. Das Bärchen ist einmal da, wie Figura zeigt, aber die Geschichte dazu muß eben erst erfunden werden. Da muß einiges vorausgehen und vieles nachfolgen. Da muß der Maler auf einer Wanderschaft das Mädchen zeichnen, sich in sie verlieben und umgekehrt. Endlich nach Befiegung aller Hindernisse, welche Standesverschiedenheit und der

Widerwille beiderseitiger Eltern entgegen stellen, müssen sie sich heirathen und recht glücklich werden.

Ach bitte, machen Sie mir das doch so schnell als möglich!

Ei, wo denken Sie hin! sagte der andere kopfschüttelnd. Das geht nicht in einem Tag, und ich bin jetzt für Monate in Anspruch genommen; wenden Sie sich lieber gleich an Berthold Auerbach.

Ach, Herr Berthold Auerbach steht mir doch zu ferne, hat vielleicht auch anderes zu thun. Ah meine Hoffnung ruht auf Ihnen.

Nun, Sie thun mir wirklich leid, und um Sie nicht stecken zu lassen, will ich Ihnen wenigstens sagen, wie ich's behandeln würde.

Ach ja, bitte, ich wäre Ihnen unendlich dankbar!

Nun also, fing er an, da Immermann für seine westphälische Geschichte den Jüngling aus Schwaben bezog, o könnten Sie für Ihre schwäbische Novelle den ersten Liebhaber wohl aus Westphalen kommen lassen. Die Westphälinger werden sich freuen, daß man auch im Süden freundlich an sie denkt. Sie sind für solche Aufmerksamkeiten sehr empfänglich. Nennen Sie Ihren Helden also Wilfried von Horstmar und lassen Sie ihn auf einem alten Herrenschloß bei Münster geboren sein. Sie haben ganz gut verstanden, ihm auf dem Bilde eine kleine Stirne, verschwimmende Augen, eine edle Nase, einen feinen Mund, überhaupt eine ganz aristokratische Allüre zu verleihen. Sein Leben verdanke er den ersten Augenblicken des Wiedersehens, als sein erlauchter Herr Vater Anno Vier und vierzig von der Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier

zurückkam und die erlauchte Gattin ihm in Jugendschönheit entgegenstrahlte. So wäre er jezo vier und zwanzig Jahre alt — das schönste Alter für eine Novelle! Geben Sie dem Knaben einen erkatholischen, hispano-jesuitischen, äußerlich kühlen, aber innerlich glühenden, höchst fanatischen Hofmeister und lassen Sie ihn ganz bigott erzogen werden — das wird sich sehr pikant machen! — Ohne Anlage zum Agrikulturchemiker oder zum Husarenlieutenant wirft sich der Junge auf Zeichnen und Malen, darf aber nur heilige Röcke, Bindeln Christi, Gürtel Mariä, Salbenbüchsen Magdalenä, Hirnschalen des heiligen Sebastian, Zähne der heiligen Apollonia, Knie des heiligen Rochus und Gedärme des heiligen Erasmus darstellen. Verstehen Sie mich?

Ich glaube zu ahnen —

Allmählich drängt's ihn aber, das ebenebeite Italien zu sehen, und nach heißem Abschied wird er in die weite Welt entlassen. Er geht mit seinem Hofmeister zuvörderst nach Loreto und malt dort alle Heiligen, die im Kalender stehen. Beschreiben Sie den Aufenthalt daselbst, die Pilger, die Pilgerinnen — von diesen namentlich eine, die aber sehr reizend sein muß — seine deutsche Unschuld, die italienischen Schlingen, die ihr gelegt werden — alles so warm als möglich — das läßt sich sehr gut ausmalen. Aber noch vor Jahresfrist befällt den Jüngling das Heimweh und er erholt sich erst wieder im deutschen Gebirge. Dagegen wird der Hofmeister krank und bleibt zu Bozen oder Kaltern, um seine Genesung abzuwarten und dann einige ascetische Exercitien mitzumachen. Die wenigen Gerechten, die dort wohnen, nehmen den Gast

in ihre Marenkenkreise huldvoll auf, imponiren ihm zwar nicht durch ihre Bildung, geben ihm aber fürchterlich zu essen und zu trinken. Diesen Kerl empfehl' ich ihnen speciell — der kann sehr pikant werden! Nunmehr entschließt sich aber Wilfried, zu Fuße nach Hause zu wandern, und kommt in den Schwarzwald, in die Gegend von St. Georgen. Schade, daß Sie auf dem Bilde das Reiseränzchen vergessen haben. Ermüdet setzt er sich dort eines Abends unter das vorspringende Dach eines Bauernhauses und denkt bald nach Italien, bald an sein westphälisches Ahnenschloß im Teutoburger Wald. Da kommt das blonde Visele heraus, freut sich ihn zu sehen, begrüßt ihn freundlich und bietet ihm zum Willkomm ein Gläschen Chriesenwasser — das Fäßchen haben Sie auch wirklich hingezeichnet, aber leider fehlt das Gläschen — eine Unterlassung, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte. Der Jüngling, der bisher nur ekklesiastische Gegenstände bearbeitet hat, verliert sich trunkenen Blickes in ihre Schönheit, vergißt alle guten Lehren, den heiligen Rock und die Windeln Christi und beginnt sein erstes weltliches Object, das reizende Wälderdmädchen aufs Papier zu heften. Während dessen kispeln sie linde, weiche, liebliche, zuletzt sogar warme, anzügliche Worte. Ihm ist gewissermaßen, als ob ein ganzer Wust von alten Röcken und schmutzigen Windeln aus ihm herausführe und die reinlichen Bonneschauer der ersten Liebe dafür einzögen. Auch ihr muß ähnlich zu Muthe sein. Dieß ist der Angelpunkt der Novelle, den Sie auf ihrem Bildchen ganz hübsch dargestellt haben. Schildern Sie jenes Wogen, jene neuen Gefühle, die unverständliche Seligkeit in beiden Herzen recht naturgetreu — das wird

sich sehr pikant machen. Das Zwiegespräch hat übrigens seinen regelmäßigen Verlauf, bis plötzlich die keifige Mutter, welche einigermaßen gelauscht hat, aus dem Hause tritt. „Marsch hinein, Lisbeth, du hast da heraußen nichts zu thun — und Sie, junger Strolch, Sie gehen hin, wo Sie hergekommen sind und verlegen sich auf was Besseres, als arme Mädeln zu verführen.“ Die Unterbrechung ist sehr unangenehm, aber sie ist einmal da und man muß mit ihr rechnen. Die jungen Leute trennen sich also, werfen sich aber noch die zärtlichsten Blicke zu. Die Mutter geht mit dem blonden Lisele ins Haus zurück und schließt die Thüre hinter sich ab.

Haben Sie das alles gemerkt? fragte der Sachverständige zweifelnd.

Ei freilich, sagte ich mit kräftigem Nachdruck. Ich werde kein Wort vergessen. Aber bitte, nur weiter!

Nun, fuhr er fort, weil ich einmal im Schusse bin so will ich Ihnen doch erzählen, wie die Geschichte ausgeht.

Wilfried von Horstmar packt also seine Mappe zusammen und geht tiefbetrübt, verletzt, gekränkt von dannen. Aber er kann die Gegend nicht verlassen — das werden Sie einsehen! Eine halbe Stunde weiter findet er auch eine treffliche Herberge zum rothen Dachsen oder goldnen Leuen oder schwarzen Adler, wo der weitgereiste Wirth sehr gut englisch spricht und beständig von Liverpool schwätzt, die Tochter, welche in Neuchâtel erzogen ist, beim Kartoffelschälen die schönsten Stellen aus Lamartine recitirt und der alte Großvater, am grünen Ofen hockend, die alten Schwarzwäldersagen erzählt. Die fein erzogene Tochter ist nicht unaufmerksam für den neuen Ankömmling, zeigt

sich sehr liebenswerth und sucht ihn mit ihren schönen Augen in ihre Dienstbarkeit zu ziehen. Auch der Jüngling bleibt nicht unangeregt, bewahrt aber doch dem blonden Eisele seine Treue. Schildern Sie die beiderseitigen Empfindungen recht naturgetreu, recht fein — das wird sich sehr pikant machen!

Dem Jüngling gelingt es aber bald, seinem Liebchen eine Botschaft zuzusenden. Sie schreiben sich nun zärtliche Briefe und legen diese in einen hohlen Baumstamm, ein oft gebrauchtes, doch immer wirksames Motiv. Geben Sie einige von Lisbeth's Briefen wieder, aber ja mit ihren niedlichen orthographischen Fehlern — das wird sich sehr pikant machen!

Hier hielt der Sachverständige etwas inne und zündete seine Cigarre wieder an, welche während des Sprechens ausgegangen war. Dann fuhr er also fort:

Die keifige Mutter entdeckt aber auch diesen Verkehr. — Weil du hier nimmer gut thust, Mädele, spricht sie eines schönen Sonntags, mußt du jetzt zu meiner Schwester nach Triberg nunter. Nimm deine sieben Sachen zusammen und dann gehen wir. — Lisbeth folgt schluchzend dem Gebote und geht mit ihrer Mutter. Nachdem sie auf der Straße anderthalb Stunden weit mit einander gezogen, spricht aber diese: So, jetzt wird's wohl langen; jetzt bist hoffentlich außer Gefahr — jetzt gehst nunter ins Städtle und richtest einen schönen Gruß aus an meine Schwester und sagst, du mütest bleiben, bis ich dich wieder hole. — So trennen sie sich.

Wilfried von Horstmar ist aber auch um die Wege, und als die Mutter in der Ferne verschwunden, stürzt er aus

dem Busche. Lisele! — Wilfried! — sie sehen sich, fallen sich in die Arme, weinen, jubeln! Sie wandeln die prächtige Kunststraße hinunter, denken aber gar nicht daran, was das für ein schönes Bauwerk, sondern berathen sich nur, was jetzt zunächst zu thun sei. Das Rechte scheint bald gefunden: sie geht, wie ihr aufgetragen, zu ihrer Muhme, er nimmt ein tiefes Incognito an und tritt bei den Herren M. Schäfer, H. Bühler oder Gebrüder Furtwängler als Uhrenmaler in Condition. Am nächsten Sonntag hoffen sie abkommen zu können und versprechen einander, sich auf der Burgruine unter Gottes freiem Himmel wieder zu sehen. Bis dahin also finden wir Wilfried von Horstmar in der Werkstätte, die etwa auch ganz hübsch zu beschreiben wäre. Er zeigt sich sehr gelehrig, malt auf die Uhrenschilder bald eine Madonna, bald ein Schwabenmädle, wobei er unwillkürlich in die Züge seines Lisele verfällt, bald auch — bei jenen Uhren, welche für oberschwäbische Dynasten bestimmt sind — ein hochadeliches Wappen. Er weiß richtig zu blasoniren, und was er in diesem Fache zu arbeiten hat, die drei schwarzen Löwen der Fürsten von Waldburg, den rothen Adler derer von Fürstenberg, er führt es fleißig und mit Empfindung aus. Schildern Sie die Gefühle, die seine Brust bewegen, wie er da fast in Knechtsgestalt seiner Liebe wegen die Zifferblätter malt, wie aber sein blaues Blut doch rascher wogt, wenn er so ein altadeliches Wappenschild beginnt und mit welchem Eifer er die heraldischen Thiere, sowie die zierlichen Helmdeden ausführt — das wird sich sehr pikant machen!

Und als die erste Woche überstanden, kommt auch der heißersehnte Sonntag heran. Sie klimmen einzeln zur

Burgruine hinauf, treffen sich im lichten Haine zwischen dem alten Gemäuer und fallen sich überglücklich in die Arme. Wonneseliges Geträttsche! Sie knieen in der halbverfallenen Kapelle nieder, reichen sich feierlich die Hand; er hebt die Finger auf und schwört ihr bei den Manen seiner Ahnen ewige Liebe und Treue. Leider nur ist auch die Mutter wieder da, welche unangefündet von St. Georgen herabgekommen und im Hause ihrer Schwester bedeutet worden ist, daß die Tochter einen Morgenspaziergang auf die Burg unternommen. Jetzt hilft aber ihr Reifen nicht das mindeste — Wilfried gibt sich zu erkennen, sagt, daß er nicht daher gekommen, um das liebe Mädchen zu behören, sondern daß er sie ehrlich und redlich zu seinem Weibe begehre.

Die Mutter ergibt sich. Der junge Mann gefällt ihr — der Name Horstmar scheint ihr guten Klang zu haben. Doch will sie, daß ihn vorerst kein anderer Sterblicher mit dem schönen Lisele zusammen sehe und setzt daher die Bedingung, daß er vom Fleck weg nach Hause reise, um die Zustimmung der Eltern zu erholen. Sei die Sache in vier Wochen nicht in Ordnung, so sei es aus und vorbei für ewige Zeiten. Wilfried stürzt noch einmal in Lisele's Arme — und dann den Burgbühel hinunter in das Städtchen hinein. Dort gibt er sich auch den Herren M. Schäfer, H. Bühler oder Gebr. Furtwängler zu erkennen und sagt, daß ihn dringende Briefe in die Heimath rufen. Die Herren M. Schäfer, H. Bühler oder Gebr. Furtwängler freuen sich sehr, auf diesem noch nicht ganz gewöhnlichen Wege seine Bekanntschaft gemacht zu haben und entlassen ihn auf die ehrenvollste Weise, indem sie sich seine

Photographie erbitten und ihn mit der ihrigen begaben. Während Mutter und Tochter unter verschiedenen Gesprächen, aber auf einem anderen Wege von der Burgruine wieder hernieder steigen und dann nach St. Georgen zurückkehren, nimmt er Extrapost bis Hausach und fährt dann in Einem Sauser nach Westphalen, wo er in seinem Ahnenschlosse von allen Lieben herzlichst bewillkommnet wird. — Nun, sehen Sie, das wäre so ungefähr die Geschichte.

Aber der Schluß? sagte ich.

Nun, jetzt können Sie nicht mehr fehlen. Am Schluß muß er sie natürlich kriegen.

Ja, aber wie ist das zu machen?

Ei, von nun an kann die Geschichte nicht mehr so originell sein. Jetzt geht's nach dem Formular. Da gibt es hundert Muster, beliebige Auswahl.

Ach, ich bin so unbehilflich — da Sie doch einmal so freundlich waren —

Nun also: Wilfried ist zu Hause, aber mit seinem Geheimniß in fürchterlichem Gedränge. Sein Vater, Hans Gundobald Freiherr von Horstmar auf Horstmar, Meppenbecke und Kupperkopp, der fünf päpstliche Zuaven besoldet und immer an seinen Wappenschnüren nagt, ist ein bornirtes Original, das im deutschen Parlament sieben Werste jenseits der äußersten Rechten sitzen würde und dem er sein Anliegen lange gar nicht mitzutheilen wagt. Da nehmen Sie nun entweder einen freisinnigen Oheim und Gutsnachbar zu leihen, der selbst in glücklicher Mesalliance lebt und ihm allmählich den Kopf zurecht setzt, oder Wilfried gewinnt zuerst die Schwester, dann die Mutter für sich und endlich wird ein gemeinsamer Hauptsturm auf

den alten, efligen Bolterer versucht. Gelingt dieser nicht, so muß ein ebenso hitziges als gefährliches Fieber helfen, in welches der einzige Sohn und Erbe aus Liebesgram versinkt. Meinetwegen können Sie auch den Alten zu seinen Vätern eingehen lassen, während Wilfried in Italien ist — dann geht's viel leichter — das wird sich aber nicht so pikant machen. Jedenfalls sorgen Sie dafür, daß die Sache in vier Wochen fertig wird, sonst hat das arme Lieschen heillosen Verdruß auszustehen. So — und nun haben Sie auch den Schluß.

Die Geschichte gefällt mir eigentlich recht gut, sagte ich, aber für mich wird sie immer nur schätzbares Material bleiben. Lassen Sie sich denn nicht erbitten?

Nein, nein, sagte der andere. Ich habe keine Zeit. Versuchen Sie nur selbst — es wird schon gehen!

Ich ging nach Hause und that mein Möglichstes, aber gerade die wichtigsten Vorkommnisse, die sich recht pikant machen sollten, wollten sich nicht gestalten; namentlich die Gefühle, auf deren Ausmalung der Sachverständige so viel Werth gelegt, zeigten sich recht schwierig und widerborstig. Nachdem ich mich einige Tage fruchtlos gequält, wurde ich der Arbeit allmählich überdrüssig. Ei was, dachte ich am Ende, wenn ich alles so niederschreibe, wie es der Sachverständige angegeben hat, so ist's ja doch auch eine Art Geschichte. Vielleicht liest es mancher lieber in seiner Fassung, als in der meinigen. Vielleicht wird's mir gar zum Guten ausgelegt, wenn ich die Zahl der pathetischen Dorfgeschichten nicht durch eine neue vermehre, da das heiße Verlangen, welches die deutsche Lesewelt einst darnach empfunden hat, wie ich höre, schon ziemlich gestillt sein soll.

Nach dieser langen Geschichte wollen wir aber den Wanderstab wieder weiter tragen.

Von dem mehr genannten Sanct Georgen zog's mich nach Billingen, einer uralten Stadt, welche bereits außerhalb des eigentlichen Schwarzwaldes liegt. Die Berge verlieren sich, die Landschaft wird fruchtbarer, aber minder anregend. Das Städtchen hat übrigens allerlei Merkwürdigkeiten, von denen man in der Welt draußen wenig weiß. Es ist da zum Beispiel ein alter Römerthurm, ein Münster mit zwei dicken, mittelalterlichen Thürmen, gothischem Altar und gemalten Fenstern; im Waisenspital ein gothischer Kreuzgang; ein Rathhaus mit merkwürdigen Sälen, Wappen, Holzschnitzereien, Gefängnissen und Folterwerkzeugen. Ueberdieß legen sich die Einwohner mit Fleiß und Geschick auf die Industrie. Man fertigt Tücher, Steingutwaaren, Maschinen und namentlich auch die bekannten Uhren. Ueberdieß ist man hier sehr gebildet, hält reich ausgestattete Lesezimmer, gesellige Vereine, feine Gasthäuser 2c. Es that mir leid, daß meine Zeit denn doch zu Ende ging und daß ich nicht mehr Weile hatte, das anziehende Städtchen näher zu studiren. Eben deßwegen will ich aber auch nicht mehr darüber sagen.

Von Billingen zieht der Trachtenzeichner gewöhnlich nach Schwenningen hinauf, einem großen Dorfe, das schon im Königreich Württemberg, nicht weit von der Quelle des Neckars gelegen ist. Auch hier viele Betriebsamkeit und allerlei Fabriken. Freundlich aufgenommen und verpflegt, habe ich da manches Bildchen gezeichnet. Auch will ich nicht verschweigen, daß die Mädchen ein schwarzes, enges Käppchen tragen, das einen großen Theil der Stirne

bedeckt. Nieder, Jäckchen und der kurze Rock — auch sie sind schwarz, hochroth dagegen die Strümpfe. Ein hochrother Strumpf ist immerdar ein prachtvoller Anblick und hat mein Herz jeder Zeit erfreut, ob er mir nun zu Meran, im Buxterthal, im Montavon oder in Schwenningen entgegen getreten ist. Uebrigens trifft man hier viele schlank, schöngebaute Gestalten und der Anblick eines Kirchgängers an einem sonnigen Sonntag, wie er mir zu Theil wurde, ist eine beneidenswerthe Augenweide.

Von Schwenningen wandelte ich nach der Stadt Kottweil, welche, mehr berühmt als groß, in einer sehr schönen Gegend liegt. Sie bedeckt eine ziemlich steile Anhöhe am Neckar, der hier noch ganz jung ist, und zählt viele Denkmäler ihrer einstigen Bedeutung. Hier in dieser weiland freien Reichsstadt war ja des heiligen römischen Reiches kaiserliches Hofgericht aufgeschlagen und der steinerne Stuhl, auf dem der Hofrichter öffentlich zu Gerichte saß, steht noch unter den alten Linden im Garten des Waisenhauses. Der herrliche Bau der Stadtpfarrkirche schaut weit ins schwäbische Land hinaus. Viele sachkundige Reisende zieht auch der thracische Säger Orpheus an, ein schönes Mosaik, welches weiland die hier angesiedelten Römer hinterlassen haben. Ein wahrer Genuß ist es, durch die erkerreichen Straßen der Stadt zu schlendern und die mannigfaltige Bauart der alten Häuser zu betrachten. Stattliche Brunnen erquicken den durstigen Wanderer — eine etwas naive Phrase, die ich vielleicht zurücknehmen sollte, da der durstige Wanderer viel lieber ins Wirthshaus geht, als an den Brunnen. Auch sonst ließe sich noch viel Erhebliches sagen, was ich aber gelehrteren Touristen überlassen will.

In der Nachbarschaft ist auch die Tracht sehr niedlich, und ein hübsches Landmädchen, das eben am Stadtbrunnen stand, habe ich alsogleich aufgenommen und theile es hier bereitwillig mit. Leider war die Jungfrau in der Natur viel schlanker als auf dem Bilde, oder vielmehr: leider ist sie auf dem Bilde viel untersehter ausgefallen, als sie in Wirklichkeit war. Vielleicht drücken auch die hohen Gebäude der Nachbarschaft etwas auf ihren feinen Wuchs. Ihr gegenüber steht wieder ein junger Mensch, welcher aus ihrem Krüge trinkt. Soll's etwa doch ein durstiger Wanderer sein, dessen Vorkommen an öffentlichen Brunnen ich oben selbst als sehr unwahrscheinlich bezeichnen mußte? — Meine Verlegenheiten beginnen schon wieder. Wenn mich der geneigte Leser sehen könnte, wie ich dieses schreibe, so würde er schon die ersten Schweißtropfen auf meiner Stirn bemerken. Es ist ein Elend, daß ich mir die jungen Leute nicht anders als paarweise denken kann, daß ich neben ein Landmädchen — fast unwillkürlich — immer einen jungen gefühlvollen Menschen aus der Stadt hinzeichnen muß. Was wird aber das Publikum sagen, wenn ich in Bildern, die auf thattsächliche Wahrheit Anspruch machen, hartnäckig Menschen zeichne, von denen ich selbst nicht weiß, wer sie sind? Indessen — zu geschehenen Dingen muß man das Beste sagen. Ich könnte eben so gut behaupten, daß der junge Mann ganz und gar an seinem Platz sei und eine sonst sehr empfindliche Lücke ausfülle. An und für sich hat die Situation auch nichts Unnatürliches, nicht einmal etwas Ungewöhnliches. Es ist seit Elieser's und Rebekka's Zeiten (I. Mose 24) schon öfter vorgekommen, daß ein junges Mädchen einem Mannsbild

zu trinken gab, und hier geschieht es eben auch. Insofern wäre mein Holzschnitt allerdings noch zu halten, aber ich gelobe aufrichtig, keine Bilder mehr zu zeichnen, die der Gezehe so unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Und nun lege ich meine Feder nieder, die ich nicht ohne Bescheidenheit geführt zu haben glaube. Ich stellte mir, wie schon Eingangs ausgesprochen, keine andere Aufgabe, als den Bildchen einige erklärende Worte beizugeben und diese Erklärungen wieder durch einen leichten Reifefaden mit einander zu verbinden. Wenn ich das verehrliche Publikum behelligen wollte, so hätte ich freilich noch allerlei kleine Auftritte, harmlose Abenteuer, unschuldige Schäkereien mit Schwarzwäldern und Schwarzwälderinnen zu erzählen. Manches könnte sich vielleicht sehr pikant machen, allein es ist doch am Ende besser, hier zu schließen, als dem Leser ein Interesse für kleine persönliche Erlebnisse zuzutrauen, die in unserer großen Zeit ein solches ja doch nicht anzusprechen haben.

---